

Das Werk



Kameradschaft.

Lichtbild: Schneider.

Bronzegruppe von Professor Thorak, Berlin,
vor dem Deutschen Haus auf der Weltausstellung Paris 1937.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVII. Jahrg.

Düsseldorf



Mai II/ Juni 1937

Heft 5/6

thyssenkrupp Corporate Archives

Das Wurf

XVII. Jahrg.

Düsseldorf, Mai/Juni 1937

Heft 5/6

Deutsch sein heißt: offene Freundesarme
Für alle Menschheit ausgespannt,
Im Herzen doch die ewigwarme,
Die einz'ge Liebe: Vaterland!
Deutsch sein heißt: sinnen, ringen, schaffen,
Gedanken sä'n, nach Sternen spähn
Und Blumen ziehn – doch stets in Waffen
Für das bedrohte Eigen stehn.

Im Zweifel stark, im Glauben schwächer,
Festhalten, was als wahr erfasst,
Gebeugtem Recht erstehn als Rächer,
Zur Tat voll Kraft, doch ohne Hast;
Nicht blind auf stolze Größen bauen,
Nur hoch die ehren, die erprobt;
Erst strenges Prüfen, dann Vertrauen,
Ist deutsche Weise hochgelobt.

Anastatius Grün, 1873.

Englisch-deutsche Probleme.

Von Hans Grimm.

Es gibt heute drei große Verschiedenheiten zwischen England und Deutschland.

Sie reden drüben und haben aneinander vorbei, wenn sie von Freiheit sprechen. Und meinen anderes, wenn sie von ihrem Reiche und dessen Aufgaben künden. Und wenn sie den prüfenden Blick auf die Unruhe und den Wandel unserer Zeit richten, um heraufziehendem Schicksal zu begegnen, sehen sie eigensinnig in verschiedener Richtung, als ginge sie beide nicht ein und dasselbe an.

Die Verschiedenheit des Freiheitsbegriffes wird langehin dauern. Der Begriff mag sich bei uns vielleicht ändern, wenn die Nöte unseres Reiches geringer werden. Er wird sich drüben etwas ändern, wenn für sie die Gefahren der Verfassung wachsen. Sie sind aber in England mit ihrem Freiheitsbegriff näher drangeblieben an dem, was ihnen und uns aus der alten Zeit her eigen und gemeinsam war. Sie besitzen das an Freiheit, was bei uns noch der Freiherr vom Stein in sich trug. Sie haben als Volk nicht die (katholische) Torheit jenes Polizeisystems erlebt, das nach den Befreiungskriegen die germanische Freiheitsidee ausrottete und dadurch erst dem liberalen Rationalismus aus Frankreich und aus dem Getto die zerstörerische Gelegenheit bereitete. Die Begriffe Liberalismus und Freiheit sind in England im großen und ganzen noch nicht durcheinandergeraten.

Auch die Verschiedenheit des Reichsbegriffes wird zwischen ihnen und uns langehin dauern. Wir liegen geradewegs vor dem Feinde; wir haben uns das nicht ausgesucht und hätten den sorglosen Atem allesamt lieber. Es ist auch nicht von unserer Wahl her, daß unser Mutterland zerstückelt und daß ihm das Leben bis zur Sinnlosigkeit schwer gemacht wurde. Bei uns muß noch jeden Tag durch das Reich die völkische Existenz neu ermöglicht werden, ohne die es Hochwertigkeit und Humanität nirgends gibt. Die englische völkische Existenz stand noch niemals auf dem Spiele, und das Reich drüben kann heute seinen wirklichen Sinn von Anfang an „in der imperialen Aufgabe der Seele“ erkennen.

Wenn nun in den beiden Verschiedenheiten, wie sie und wir, jeder bei sich, die Freiheit und das Reich denken, die Engländer uns ein Voraus haben, so scheint in der dritten Verschiedenheit, in der Art der Erwartung und Begegnung heraufziehenden Schicksals, die Bereitschaft unter unserer Jugend größer und bei dem einzelnen selbstloser zu sein. Niemand behauptet, daß das, was bei uns getan oder gesprochen oder auch nur gedacht werde, das Richtige jedenfalls sei. Sondern daß ein großes Schicksal sich vorbereitet und eine neue Menschenwelt entstehen muß, das wissen unsere Jungen; und was sie leidenschaftlich wollen, ist wach sein und für ihr Volk tätig vor diesem Schicksal. Und was immer sonst einzuwenden sei, sie sind von zweierlei jedenfalls frei geworden entgegen der Haltung, die vor 1914 vielfach galt und von 1924 bis 1933 wieder zu gelten versuchte, von der „unheimlichen Unbefangenheit“ und von der Bequemlichkeit. Aber die Unbefangenheit und die Bequemlichkeit hören gewiß bei allen denen eher auf, die von Gefahren ohne Ende umlauert sind.

Daß etwas im Werden sei, weiß man in der größeren englischen Gesichertheit auch. Die einen drüben pflegen ihren alten nationalen Aberglauben, die ganze ärgerliche Unruhe heiße wie immer Deutschland. Die anderen reden sich die Beglaubtheit vom Faschismus und Bolschewismus ein, deren man sich nur zu enthalten habe, um zur neuen, besseren

Welt zu gelangen. Daß Faschismus und Bolschewismus Symptome des großen Kampfes zwischen der Verfassung und verantwortlichen Hochwertigkeit sind, bleibt ihnen danach verborgen. Es gibt die Dritten und sind vielleicht in England die mehreren, die weder den Aberglauben noch die Beglaubtheit teilen, die im übrigen Ungutes erwarten, aber vor ihm voll Unlust und in der Hoffnung letzter Unbeteiligtheit die Augen verschließen. Und dann sind die Vierten da und sind unseren besten Jungen ähnlich, ähnlicher als irgendwer sonst in der Welt: Sie versuchen sich saubere, selbstlose, ehrfürchtige Menschen gut zu handeln. Sie kämpfen mit ihren leichteren Sorgen fast klarer als wir den Kampf der verantwortlichen Hochwertigkeit gegenüber der Verfassung. Sie suchen auf ähnlichen Wegen wiederum „Wesen“, wie das durch unsere Jugendbewegung geschah.

Diese Vierten werden noch nicht sagen, daß die Schicksalsfrage für England und Deutschland und in der Folge für die Menschheit, an dem alten Nationalismus vorbei, heute laute: Was wird sich durchsetzen in der Welt, die verantwortliche Hochwertigkeit oder die Verfassung? — Wenn aber auch bei ihnen diese Frage noch nicht knapp gestellt wird, eines ist ihnen deutlich, daß sie und wir im Schicksal und in der Pflicht notwendig zueinander gehören.

In der Menschenwelt, die sich mit Aberglauben und mit Beglaubtheiten und auch mit einer veralteten Form des Nationalismus immer wieder selbst betrügt, gibt es in Wirklichkeit heute eine einzige Schicksalsfrage. Es gibt die Frage für alle, ob die Hochwertigkeit mit dem Abstände voneinander, mit der Gelegenheit zu ihrer Entfaltung, mit der Freiheit des Geistes — und diese Dreizahl ist Voraussetzung der Hochwertigkeit — bei den Weltordnungsvölkern gerechtfertigt werden könne, und ob die Hochwertigen die Massen vor der endgültigen Verfassung zurückzuhalten vermögen durch eine neue verbindliche Ethik und durch eine ehrfürchtige Art- und Rassenpflege.

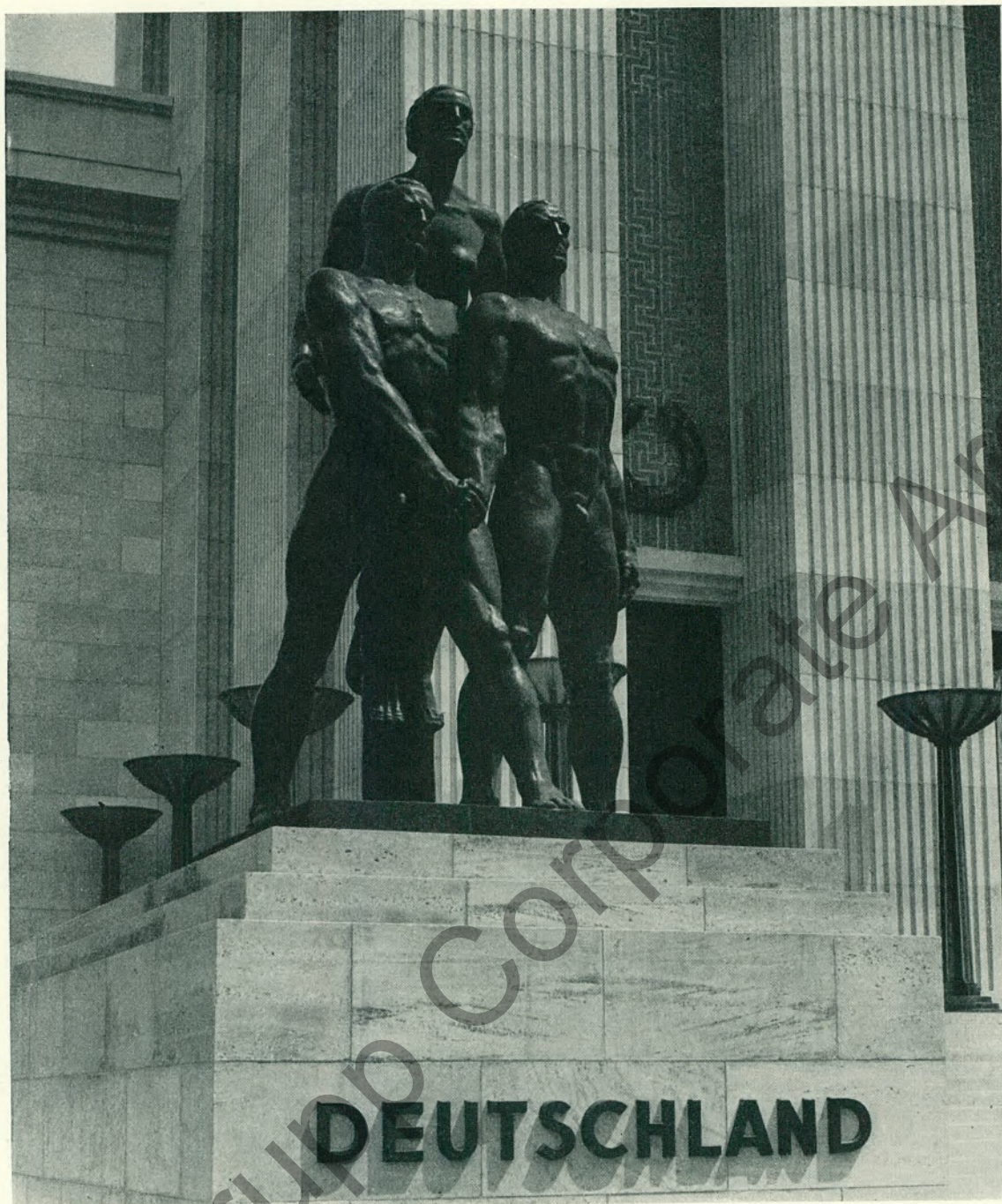
Das Kernproblem der Gegenwart und Zukunft lautet:

Wie bewahren wir die Menschheit vor der Masse; wie bewahren wir die Massen davor, widerstandslos in die Knechtschaft toter Gewalten zu geraten?

Das Kernproblem ist doch: Wie stärken wir den Leistungsmenschen, der in die ganze Welt mit seinem unerschöpflichen Können und freien Sinne zugleich die Verbindlichkeit der Begriffe Pflicht und Säuberkeit und Recht und Ordnung und auch Menschenliebe und Ehrfurcht gebracht hat? Das Kernproblem ist doch: Wie schützen wir den Leistungsmenschen und das Blut, aus dem er kommt, vor eigenem Irrtum, vor anschiebendem falschem Eigennutzen und vor der überall gehäuften Eifersucht und Dummheit? Und wie verschaffen wir ihm in allen Ständen den neuen Geburtenraum, den er braucht?

Das Kernproblem ist doch: Wie lernt jedes Volk nordischen Wesens begreifen, daß es ein Herrenvolk von Leistungsmenschen sei, und wie lernen alle Völker nordischen Wesens und am meisten die zwei nordischen Ordnungsmächte in Europa, England und Deutschland, noch zur rechten Zeit die große Lehre, daß sie ein Schicksal haben und daß jede Wunde des einen eine Wunde des andern zugleich ist?

Mit Erlaubnis von Verfasser und Verlag entnommen dem Aufsatz „Englisch-deutsche Probleme im Wandel unserer Zeit“, erschienen im Juniheft der Zeitschrift „Das Innere Reich“, Verlag Albert Langen - Georg Müller, München.



Lichtbild: Schneider.

Kameradschaft.

Bronzegruppe von Professor Thota, Berlin, vor dem Deutschen Haus.

Das Deutsche Haus auf der Weltausstellung.

Von J. Schneider-Lengyel, Paris.

Die Weltausstellung 1937 wirft die Vielgestaltigkeit des modernen Lebens und die Problematik des Fortschrittes der Technik im internationalen Rahmen auf. Der Titel der Ausstellung, um den monatelang dauernde Auseinandersetzungen tobten, stellte sein Programm in der Formel „Kunst und Technik im modernen Leben“. Die Nebeneinandersetzung dieser beiden weit voneinander entfernten Gebiete des Schaffens „Kunst und Technik“ geben der Veranstaltung eine bestimmte Richtung. Innerhalb dieser Zusammenstellung bedeuten Kunst und Technik die beiden Brennpunkte, in deren

weit gefasstem Bereich der breite Strom menschlicher Wünsche und Sehnsüchte fließt. In der Kunst soll der Mensch in seinem schöpferischen Verlangen, das ewig ist, erfaßt werden, in der Technik dagegen seine materiellen Bedürfnisse und Möglichkeiten, die zeitlich und veränderlich sind. Gleich nahe zu den beiden Brennpunkten steht in der Mitte die Wissenschaft. Der Titel drückt die soziale Problematik noch nicht aus, obwohl sie im Rahmen der Ausstellung sehr ausführlich behandelt wird. Der französischen Auffassung nach wird nämlich die soziale Problematik als Folge von sich verändernden äußeren



Blick vom Turm des Deutschen Hauses.

Lichtbild: Schneider.

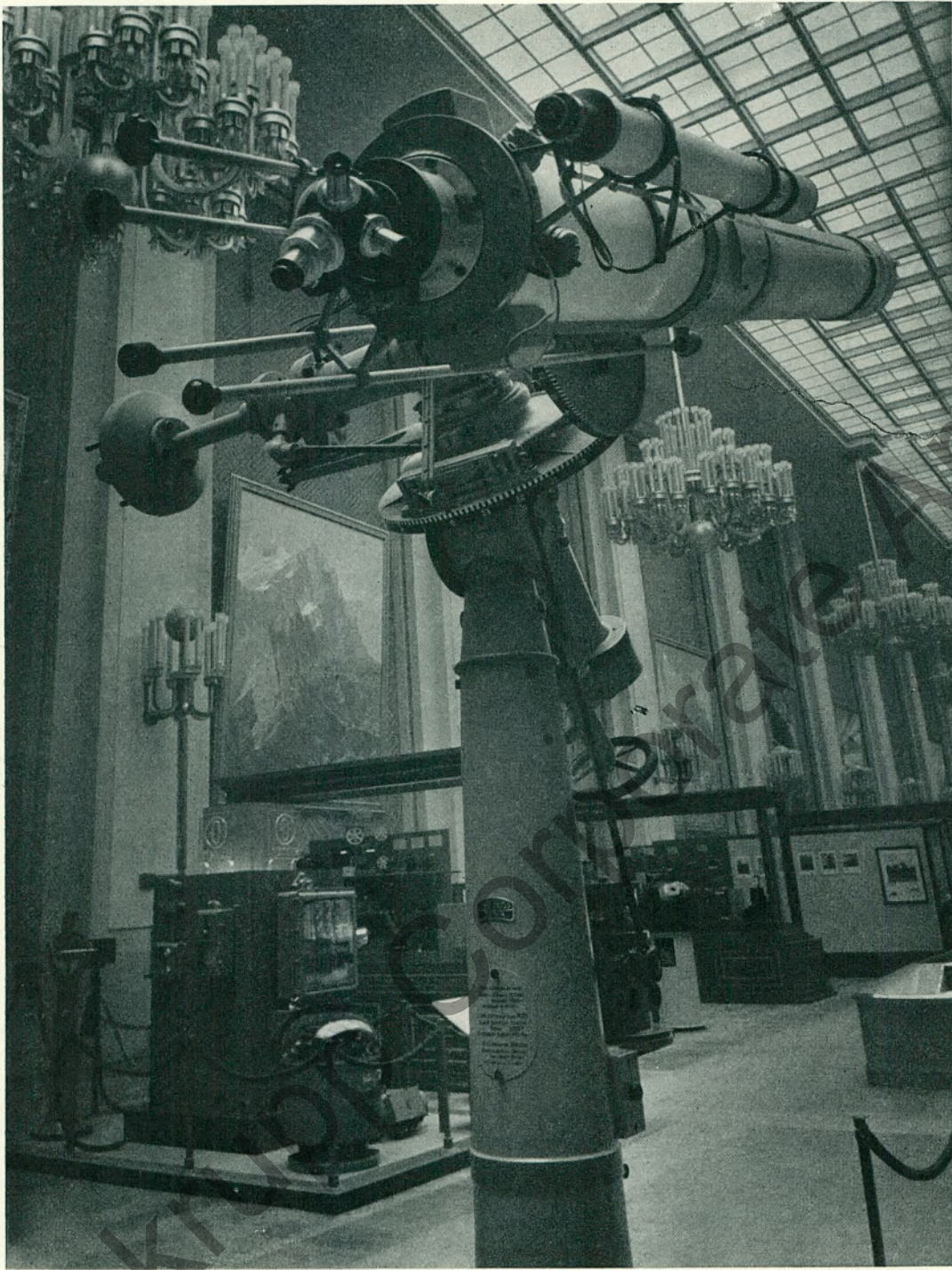
Von links nach rechts: Belgischer Pavillon und Seine. Der untere Teil des Eiffelturms. Unter diesem: Pavillon der Presse und Publicité, davor Pont d'Iéna. Ganz rechts der englische Pavillon.

Verhältnissen und nicht als Urtrieb des Menschen gedacht. Als oberster Maßstab gilt der Mensch schlechtthin, auf den alles zugeschnitten bleiben muß. Das französische Verlangen nach Qualität und Wohlbehagen empfindet die Überwucherung der Technik, die auf dem Leben lastet, als schweren Druck und trachtet, sie zu meistern. Dieses Gefühl, das mehr oder weniger alle Völker der Erde empfinden, gab mit die Veranlassung dazu, daß in einer Riesenschau, an welcher die gesamten Nationen teilnehmen, ein Gesamtbild der erreichten Höhe menschlicher Zivilisation und Kultur herausgearbeitet wurde, um sich, trotz der Zerrissenheit des menschlichen Lebens, selbst wiederzufinden. Das Erlangte soll in den Dienst des Menschen gestellt und das mit Verarmung bedrohte Leben des einzelnen wie das der Gesamtheit wieder neu bereichert werden. Das statische Bedürfnis des französischen Geistes sucht die Lösung weniger in der revolutionären Schau greller Gegensätze und Übertreibungen als vielmehr in der Nebeneinanderstellung und Einordnung zugunsten eines angenehmeren Daseins.

In solchem Bewußtsein wurde der große Palast der Entdeckungen, in dem die Wissenschaft ihre neuesten Apparate vorführt, ausgestattet. Wie ein Hauch legt sich um die Registrier-, Verflüssigungs- und Atomzertrümmerungsapparate eine zarte, durch Licht- und Farbenspiel ausgewogene Innenraumgestaltung, die kaum merklich beeinflussend wirkt, aber eine stimmungsvoll anheimelnde Atmosphäre schafft, in der die zwischen zwei Sphären überspringenden Funken der fünf Millionen Volt starken elektrischen Spannung, statt

Schreck und Unbehagen einzulösen, zu einer mehr liebevollen Betrachtung bewegen. Es entsteht in diesem Palast jene wichtige Atmosphäre des Betrachtens, in der die Vorführung der Lebensdauer eines radioaktiven Gases, das Verdunstung der Metalle, das Gefrieren des Lichts nicht für eine kommende, noch geheimnisvolle, auf der Menschheit lastende Technik erdacht scheint, sondern sich, vom Menschen eingefangen, im Rahmen eines schöneren und leichteren Lebens dienend einordnet, so der Mensch es wirklich will. Eine in dieser Gesinnung errichtete Schau, die Erkenntnisse in die breitesten Massen hineinragen könnte, würde vielleicht zur Selbstbesinnung mahnen, ja eines Tages zu einer neuen Synthese des Lebens verhelfen, die ihrerseits wieder zu einer neuen Weltbetrachtung führen und zu einem festen Punkt zu werden vermöchte; aus einer solchen veränderten Grundanschauung könnten die Probleme des Lebens und der Gesellschaft des neuen mechanischen Zeitalters vielleicht im Sinne des „Menschen“ gelöst werden. Ein Vorhaben, für das es sich lohnte, jene großen Anstrengungen zur Vorbereitung der Weltausstellung auf sich genommen zu haben. Über vierzig Nationen boten ihre Hand. Darunter vor allem auch Deutschland, das sich durch die Mitarbeit seiner anerkannten Persönlichkeiten beim Aufbau des Deutschen Hauses den ihm gebührenden Platz unter den Völkern der Erde gesichert hat.

Frankreich selbst, das als Gastgeber die Verantwortung für den entscheidenden Rahmen übernahm, läßt seine Lande und Gegenden mit über dreißig Hallen vertreten sein, die eine Gruppe für sich bilden, ebenso wie seine Kolonialvölker, deren



Im Mittelraum des Deutschen Hauses.

Lichtbild: Schneider.

Astronomisches Fernrohr der Firma Zeiss; im Hintergrund Kleinkinos, Photos und sternkundliche Apparate, Feinmechanik und Optik. Das Bild im Hintergrund stellt die Zugspitzbahn dar.

Bauten im Stil der Eingeborenen von Tunis, Algerien usw. ein farbig-malerisch abgeschlossenes Gesamtbild bieten. In einer anderen Gruppe von sechs großen Hallen ist das französische Kunsthandwerk untergebracht, in vielen selbständigen Pavillons die Presse, die Familie, die Frau, die Arbeit — Gas, Kälte, Licht, Transport, Flugwesen und Bau sowie Polizei, Wohlfahrt, Hygiene, Forstwesen und weiter alle industriellen und kulturellen Organisationen. Schließlich der große, von Grund auf umgebaute Trocaderopalast mit dem neu eingefügten Theater, das zu den modernsten der Welt gehören soll. Der Trocaderopalast umfaßt die Gruppe der ausländischen Pavillons in leichtem Bogen. In der Avenue

de Tokyo befindet sich das aus Anlaß der Ausstellung erbaute Museum der modernen Kunst. Das Bild wird vervollständigt durch den großen Vergnügungspark, dessen Hauptanziehungspunkt aller Wahrscheinlichkeit nach der Glasmensch sein wird, der dem Hygienemuseum in Dresden entstammt. Seine sämtlichen, mit farbiger Flüssigkeit gefüllten Organe zeigen die Arbeit, die der menschliche Körper zu leisten hat.

Diese riesige Schau der Weltausstellung erstreckt sich zu beiden Seiten der Seine von der Place de la Concorde bis Passy in einer Länge von dreieinhalb Kilometer und umfaßt auch das Marsfeld in einer Tiefe von eineinhalb Kilometer. Neun über die Seine gehende Brücken verbinden die beiden

Ufer des Ausstellungsgeländes, die im Mittelpunkt der Licht- und Wasserfeste stehen. Ein 4000 Kilowatt starker Strom speist die zweihundertfünfzig in die Seine verenkten Springbrunnen, die sich in wechselnden farbigen Beleuchtungen bei den großen Abendfesten fortwährend verwandeln und zusammen mit den Garbenbündeln des Feuerwerks den Fluß in märchenhafte Unwirklichkeit kleiden. Das Lichtmeer der Farben, unterstützt von einer hierzu abgestimmten Musik, dürfte wohl mit zu den schönsten Veranstaltungen der Ausstellung zählen. Ernst und feierlich wächst der deutsche Turm bei solchen Gelegenheiten im Hintergrund der farbigen Lichtgarben empor. Von dem Schaltbrett einer zentralen Stelle aus werden die Lichtdarbietungen wie von einem Klavier aus nach vorgeschriebenen Noten dirigiert und abwechselnd von Musikwerken begleitet, die von zehn Komponisten für die verschiedenen Feste geschrieben wurden. Das Stimmungsmäßige vom Heroischen bis zum Idyllischen wird in allen Abwandlungen vorgeführt. Man könnte hier an die gerade Weiterführung der Tradition der Versailler Wasserfeste Ludwigs XIV. denken, in denen sich Frankreich seine große Meisterschaft bewahrt zu haben scheint.

In geschlossener Größe steht die deutsche Halle hinter diesem Schauspiel, dem sie sich nicht verwehrt.

Die Notwendigkeit der kulturellen Mitarbeit Deutschlands an den internationalen Veranstaltungen bestimmte die deutsche Regierung, als sie sich entschloß, an der Pariser Weltausstellung 1937 teilzunehmen und vor den versammelten Völkern den Reichtum und die Fruchtbarkeit des durch die Jahrhunderte unsterblichen deutschen Genies auszubreiten. Dieser Grundgedanke schwebte den Schöpfern des Deutschen Hauses vor und wurde bis in alle Einzelheiten des äußeren und inneren Ausschmückens gelöst. Nach diesem Grundprinzip ist eine bestimmte Auswahl unter Mitarbeitern und Ausstellern getroffen worden. Die französische Regierung, für deren freundliches Entgegenkommen Dr. Schacht bei der feierlichen Einweihung der deutschen Halle im Namen des Führers gedankt hat, bot einen ihrer schönsten Bauplätze auf dem Ausstellungsgelände am rechten Ufer der Seine an. Dort konnte sich das Deutsche Haus zwischen dem Eiffelturm einerseits und dem neuen Trocaderopalast andererseits frei entfalten und wurde durch den Pont d'Iéna in den Mittelpunkt des Hauptverkehrs und der Hauptveranstaltungen gestellt.

Nachdem das Modell des Deutschen Hauses schon frühzeitig die Aufmerksamkeit ausländischer Kreise fesselte, zog der Bau während der Ausführung Tausende von Neugierigen an. Die deutsche Bauführung arbeitete unter den Scheinwerfern der Weltpresse und leistete dort eine ehrenvolle und muster-gültige Arbeit. Keiner der französischen Arbeiter der Ausstellung veräumte es, die deutsche Mannschaft während der Arbeit zu beobachten, um die zweckmäßige, saubere und schnelle Arbeitstechnik, die er nur vom Hörensagen kannte, dort bestätigt zu finden.

Die Eisenkonstruktion des mächtigen Turmes, die mit deutschem Sandstein belegt wurde, schoß mit unglaublicher Schnelligkeit in einer Höhe von 54 Meter aus dem Boden. Die 162 Meter lange, sich daran anschließende Halle mißt ungefähr die Länge des Schiffes eines gotischen Domes. Schon zehn Wochen vor der Eröffnung der Ausstellung wußte man, daß der deutsche Bau als einer der ersten fertig sein würde. Von der braven deutschen Mannschaft, die hier ihr Bestes bot, brachten die Blätter ausführliche Bilderberichte, und Deutschlands Werk rückte in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, die sich bis zur Vollendung des Baus nur steigerte. Als der größte Teil des Pariser Baugeländes noch in undurchdringlichem Dunkel lag, bot sich den Staunenden, die mit der Hochbahn über den Pont de Passy fahren und sich an den Fenstern drängten, als erstes Schauspiel der Ausstellung die fertiggestellte deutsche Beleuchtungsanlage für die groß-

zügige Nachtbeleuchtung dar. Die Widerspiegelung des deutschen Turms in der Seine schien seine Höhe zu verdoppeln und ins Gigantische zu steigern.

Nach den Eröffnungsfeierlichkeiten wurde die deutsche Halle vom Publikum wörtlich gestürmt. Neben der vollständig versammelten deutschen Kolonie drängten sich Tausende von Besuchern, die Deutschlands Arbeit und Fortschritt sehen wollten. Dieser Andrang hat seitdem nicht nachgelassen. Tagtäglich strömen die Massen durch die mächtige Halle, wo sie Deutschlands Gäste sind, wo Deutschland empfängt.

Der Architekt des Deutschen Hauses ist Professor Albert Speer, Berlin. Die Mittel, die ihm zur Verfügung standen, erlaubten ihm, gegenüber den üblichen Ausstellungsbauten, in denen leichte Materialien zur Verwendung kommen, einen Monumentalbau aus kostbarem Werkstoff aufzustellen. Aus deutschem Baustoff mit deutscher Arbeit konnte er dem neuen deutschen Gedanken Ausdruck geben. Formal in der Tradition eines Professor Troost wurzelnd, führte Albert Speer das Werk auf, den Baugedanken Adolf Hitlers verwirklichend. Vor der großen Freitreppe, die zum Eingang führt, stehen die beiden bronzenen Monumentalgruppen von Professor Thorak. Auf der Trocaderoseite die „Kameradschaft“, auf der Seine-seite die „Ehe“. Dort zwei Männer, hier Mann und Weib. Beide Gruppen sind von einer weiblichen Figur, dem schützenden Genius, gekrönt. Aus dem Doppelklang der beiden Gruppen scheint die Grundfeste des deutschen Turmes herauszuwachsen, um im gewaltigen Hoheitszeichen, dem Adler mit dem Hakenkreuz, auf dem Turm zu enden. Die Ehrenhalle, unter dem Turm eingeordnet, von weitem durch die Reihe der mächtigen Leuchter angekündigt, ruft feierliche Erwartung bei dem Eintretenden hervor. Der Boden ist mit Muschelfalk, die Wände sind mit Jurakalkstein belegt. In der Mitte, auf einfachem Podest, steht die Bronzeplastik des „Genius der Verkündigung“ von Georg Kolbe. Von der Ehrenhalle aus führen die Treppen und Fahrstühle, die in den großen Pfeilern bequem Platz finden, einerseits in die oberen Stockwerke, wo ein Teil der Büros der deutschen Ausstellungsleitung untergebracht ist, andererseits zum Dachgarten mit dem deutschen Restaurant und der Musterküche. Hier oben werden auch die offiziellen Empfänge gegeben. Von den sommerlichen Liegestühlen des Dachgartens des deutschen Pavillons genießt man einen vollendeten Blick über die Millionenstadt Paris, die sich zu Füßen ausbreitet.

Kommen wir zum Eingang des Deutschen Hauses zurück! Die mit Bronzemetall eingerahmten Glastüren, die den Zugang zur eigentlichen großen Halle öffnen, sind in werk-rechter Kunstschlosserarbeit ausgeführt, in die das Hakenkreuzmotiv als Grundklang in rhythmischer Reihung verarbeitet wurde. Auf der Schwelle erlebt man den ersten Eindruck, den der ohne Zwischenwände als Gemeinschaftsraum erdachte Saal auf den eintretenden Besucher ausübt. In fünfzehn Meter Höhe spannt sich die Glasdecke des Oberlichtes über den Raum, und der gedämpft einfallende Lichtstrahl überflutet Wände und Gegenstände und faßt diese zu einer Einheit zusammen. Das Deutsche Haus ist vielleicht das einzige auf der Weltausstellung, das sich in der Weise entfaltet, daß es dem Betrachtenden einen großen Raum entgegenstellt. Statt einzelner Abteilungen ist das Ganze zur Wirkung gebracht worden. Es sollen sich Kunst, Handwerk, Industrie, Wissenschaft und Architektur zu einer Einheit verschmelzen, die individuellen Talente sich einer Idee unterordnen, die Deutschland heißt.

Die innere Raumgestaltung des deutschen Baus ist die Arbeit des Architekten Professor Woldemar Brinckmann, des langjährigen Mitarbeiters von Professor Troost. Ihm wurde die Innenraumgestaltung und Ausschmückung vom Führer übertragen. In ihrer gliedernden Anordnung ist die ganze Halle in drei Teile, Vorraum, Mittelraum und erhöhte



Der deutsche Turm.

Lichtbild: Schneider.

Estrade, zerlegt. Der Vorraum nimmt zwei große Mosaikbilder auf. Rechts die Männergruppe „Arbeit“, links die Frauengruppe „Kraft durch Freude“, beide von Schwarzer, München. Über der Tür auf der Eingangsseite das Hoheitszeichen des Reiches, ein wandausfüllendes Mosaik von Max Unold, München. Im Vorraum sind die Modelle des Reichsparteitagsgeländes in Nürnberg, ein Reichsautobahnabschnitt, das Modell des Adolf-Hitler-Platzes in Weimar sowie das „Kraft-durch-Freude“-Seebad auf Rügen aufgestellt, alles Bauten, die durch ihre großzügige Bemessung und den architektonischen Aufbau auch den einfachen Laien im höchsten Maße anziehen und die Welt der Sachverständigen zum Studium veranlassen.

Die erhöhte Estrade, zu der man, nachdem man die große Halle der Länge nach durchschritten hat, hinaufgelangt, empfängt mit dem Modell des Hauses der deutschen Kunst in München, hinter dem das große, farbige, von rückwärts beleuchtete Glasfenster von Gerd Eisenblätter mit dem Hoheitszeichen des Reiches das Gesamtbild beherrscht. Auf der erhöhten Estrade, deren Seitenwände den großen Gobelin nach dem Gemälde von Professor Ziegler „Die vier Elemente“ und Hengstenbergs Aufbau „Gesetz der nationalen Arbeit“ tragen, befinden sich die Qualitätsmöbel deutscher Schreinerkunst. Unterhalb der Estrade links ist ein Kino mit 180 Sitzplätzen eingebaut; anschließend ein Reise- und Auskunftsbüro, dessen reiches Werbematerial eine große Anziehungskraft auf den Besucher ausübt und dem Fremdenverkehr in Deutschland dient.

Der Vorraum wie die Estrade bilden räumlich die beiden Enden der Halle, deren Wände durch eine reiche Pfeilergliederung aufgeteilt sind. Die braune Stoffbespannung zwischen diesen Pfeilern weist die ornamental ausgebildeten nationalen Motive des Hakenkreuzes auf. Unterstrichen wird der Rhythmus der Pfeileraufteilung durch die Wandleuchter, die sich in vier Meter Länge an die Pfeiler anschmiegen und von mächtigen, sieben Meter langen, von der Decke hängenden schweren Lüstern mit drei dichten Kränzen von Kerzen ergänzt werden. Der farbig schillernde Eindruck, der durch den seidigen Glanz der hellen Pfeiler, die braungetönten Stoffbespannungen sowie die reichen Bronzevergoldungen der Beleuchtungskörper hervorgerufen wird, erhält seinen Ausgleich in der Farbigkeit der zweiundzwanzig Werke neuerer deutscher Malerei, die zwischen den Pfeilern aufgehängt sind. Es reihen sich hier die Bilder des Königsplatzes in München, die alte Stadt Rothenburg, Marienburg, ein Stahlwerk, ein Bild einer Maisfeier, Bayreuth, der Parteitag in Nürnberg, das Leunawerk, der Abschnitt einer Autobahn, der Operationsaal von Professor Sauerbruch, das Walchenseewerk, das Reichssportfeld und die Zugspitzbahn sowie eine Auslese weiterer deutscher Gegenden und Städte, Bilder des nationalen Stolzes und Fleißes, aneinander.

In dieser Umgebung sind die Erzeugnisse deutscher Arbeit untergebracht. Durch die Mitte der Halle läuft ein breiter Streifen aus dem synthetischen Kautschuk „Buna“, auf dem unsere wertvollen Gesteinsarten, das große Zeißfernrohr und der berühmte Rekordwagen von Mercedes-Benz aufgestellt sind. Besonders dieser letztere, der in seiner äußeren Formgebung auffallend schön wirkt, zieht das Interesse der Betrachter auf sich. In der Fortsetzung finden wir dann den Zeppelin-Dieselmotor, der die mittlere Reihe vervollständigt. Seitlich in Vitrinen oder aber frei aufgestellt, folgen Gold- und Silberwaren, die Erzeugnisse der Solinger Schneidwarenindustrie, dann Musikinstrumente, von denen das elektrische Harmonium und der Neo-Bechsteinflügel mit elektrischer Tonwiedergabe unter den Musikliebhabern Aufsehen erregen. Ein besonderer Reichtum hochwertiger Geräte wurde hier vor den Augen der aus allen Erdteilen zusammen-treffenden Besucher ausbreitet: Photo, Kleinfilmes, Funk-

und Meßapparate, Präzisionsprüfgeräte, Kreiselkompaß und Zielflugapparat; Glaswaren, Chemie, Leichtmetalle, synthetische Lacke, Wachse; Fernschreibmaschine, Zellwolle der I.G. Farben, synthetische Edelsteine, Spielwarenindustrie, Buchdruckerkunst und schließlich das kunstgewerbliche Glas, alles Spitzenleistungen deutschen Könnens.

Wieder herauskommend, betrachten wir von der Terrasse des Deutschen Hauses aus die Pavillons der anderen Mächte. Deutschland gegenüber steht das Haus der Sowjetunion, dessen Architektur als ein einziger ansteigender Podest unter einer Kolossalstatue von zwei jungen, vorwärtsstürmenden Menschen erdacht ist. Aus nichtrostendem Stahl gegossen, scheinen sie in ihrem silbrigen Glanz den deutschen Bau zu stürmen, der sich in kühler Größe unüberwindbar zeigt. Die eigenartige Spannung, die zwischen diesen beiden Welten liegt, erfährt alle Beschauer, die im Kraftfeld dieser beiden Gebäude stehenbleiben und sich des zwingenden Eindrucks nicht erwehren können.

Freundlich und geöffnet steht das Österreichische Haus mit seiner schönen Glasfassade, hinter welcher die Lichtbildmontage der Großglocknerstraße in der ganzen Höhe der Schauffassade aufgebaut ist. Neben dieser groß erdachten Einladung an die Touristen bietet der Pavillon in geschmackvoller Anordnung seine kunstgewerblichen und industriellen Erzeugnisse, seine neuen Baustoffe, aber auch alte Kunst zur Schau. Dänemark und Holland, deren Pavillons beste Architektur darstellen, wetteifern in den schlichten, schmucklosen Formen ihrer Möbel und Einrichtungen. Sie bezeugen ihre unbedingt hohe Wohnkultur, die durch Textilien, Gläser und Gebrauchsgegenstände erweitert wird. Eine kleine Kapelle Hollands, die täglich Orgelkonzerte gibt, wirkt andächtig und liebenswürdig zugleich, im Einklang mit dem modernen Leben.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer erhebt sich Italiens Bau mit seinem ausgebildeten Innenhof. Hinter der kühleren Fassade findet man eine ausstellungstechnisch hervorragende Innenraumgestaltung, die mit den zur Ausstellung gebrachten Gegenständen verwachsen erscheint. Die Uhrenliebhaber finden im Schweizer Haus ihre schönste Schau. Mit Sorgfalt ist die Volkskunst bedacht, die Industrie und die besten Leistungen der Lichtbildner. Auffallend ist die beachtliche Breite, mit der die militärische Schulung und Rüstung des Schweizer Volkes behandelt sind. Die teuerste, von Brillanten glitzernde und funkelnde Sammlung wird wohl im belgischen Pavillon errichtet worden sein. Die Antwerpener Diamantenschleifer haben mit ihrem Beitrag wahrlich nicht gezeigt. Belgien zeigt aber auch Möbel aus afrikanischen Hölzern, die teils flämisch einfach, teils wallonisch reicher erdacht und als solche leicht erkennbar sind. Ein reicher Rakteengarten erfreut die Durchwandernden.

Der Bau der Tschechoslowakei ist in seinem Verhältnis zum Flußufer hin gut durchgearbeitet. Stahl und Glas, die in Erscheinung tretenden Baustoffe, ergeben durch ihre statisch notwendigen Formen eine technische Schönheit, die durchaus nicht vorübergehender Natur ist. Neben der Fülle der Erzeugnisse seines Weltreiches bringt England in der gewohnten zurückhaltenden Art ganz große geschliffene und bemalte Glasfenster, die den neueren Aufschwung bester Kunstübung in England bestätigen. Ausgewogene Proportionen sind das Merkmal der Schauffassaden, die, verwandt mit dem daneben aufgebauten schönen Schwedischen Haus, kubisch eindrucksvoll gestaltet sind.

Erst die vollkommene Ausstellung wird es zeigen, ob sie ein allgemeines Bild jenes anfangs angedeuteten Strebens nach einer neuen Menschlichkeit geben und ob sie einen begehbaren Weg zum ersehnten Ziel weisen kann. Vielleicht wird aus dem Orchester der Völker, an deren Dirigentenpult die Notwendigkeit steht, eine Melodie hervorquellen, deren Harmonie einem neuen, befriedigenden Gesetz entspringt.



Blick in den Ehrenhof anlässlich der Eröffnung der Ausstellung.

Bild: Hoffmann.

„Gebt mir vier Jahre Zeit!“

Erinnerungen und Gedanken um einen Rechenschaftsbericht.

1. Mai 1937.

Man sitzt hoch oben über dem Berliner Ausstellungsgelände auf der Plattform des Funkturms Witzleben und — ordnet Gedanken. Ein Versuch, der bei der Fülle des in den letzten vierundzwanzig Stunden Geschauten fast unmöglich anmutet. Ballen sich doch Höhepunkte unmittelbaren Erlebens wie Eröffnung der Ausstellung „Gebt mir vier Jahre Zeit“ am Vortage, Kundgebung der Hitler-Jugend auf dem Reichssportfeld in der strahlenden Morgenfrühe des 1. Mai und anschließend Festsetzung der Reichskulturkammer im Deutschen Opernhaus in einer kurzen Zeitspanne so eng zusammen, daß ein Versuch, der Vielfalt der Eindrücke Herr zu werden und sie organisch zu ordnen, ausgeschlossen erscheint.

Aber während der Blick aus der Hundertmeterhöhe über das durchsonnte Land schweift und vom Fahnenwald des Reichssportfeldes über die Funktürme von Nauen zu den Industriefloten von Spandau und Moabit wandert, während das Auge anschließend das bunte Mosaik der Reichs-

hauptstadt in sich aufnimmt, um dann — für Augenblickslänge am Tempelhofer Feld, dem „Luftkreuz Europas“, haftenbleibend — auf der weiten, dunkelbegrünteten Fläche des Grunewaldes und den weitgeschwungenen Kuppen der Havelberge auszuruhen, aus denen die Turmspitze der Potsdamer Garnisonkirche nach oben steilt, ordnen sich plötzlich ganz von selbst die Gedanken. Und kristallisieren sich zu einer großangelegten und doch in ihren Grundlinien so klaren Symphonie, daß einem nicht mehr die Sinndeutung, sondern der begreifliche Wunsch, auch dem, der nicht Augenzeuge der Geschehnisse sein konnte, einen Eindruck des Erlebten zu vermitteln, als das Wesentliche erscheint. Und wie von selbst nimmt plötzlich die Erkenntnis Gestalt an, daß, wenn es einem auch nur einigermaßen gelingen sollte, mit wenigen charakteristischen Umrissen das Gesicht der Ausstellung „Gebt mir vier Jahre Zeit“ skizzenhaft zu umreißen, damit gleichzeitig der Grundgedanke dieser gewaltigen Symphonie umrissen ist.

Dem alles — ganz gleich, ob Statik des von hier oben

Erfchauten oder Dynamik des in vierundzwanzig Stunden Erlebten — gliedert sich so harmonisch dieser Symphonie ein, daß — um nur ein Beispiel zu nennen — auch das Aufbranden des Jubels der Hitler-Jugend im Reichssportfeld zu einem geradezu selbstverständlichen Begleitakkord wird.

Wer gewohnt ist, das, was er schreibt, daraufhin zu prüfen, ob er noch nach Jahresfrist Wort für Wort zu dem stehen kann, was er einst für reif genug hielt, um es aus der Feder in die Sechsmaschine zu geben, weiß um die jeweilige Verantwortung, die diesmal mit der Bedeutung des Themas, um dessen Gestaltung man ringt, wächst.

*

An anderer Stelle dieses Heftes und in ganz anderem Zusammenhange steht das von Jakob Schaffner im Jahre 1934 geprägte Wort: „So sieht Geschichte aus, wenn man sie erlebt.“

Es mag vielleicht seltsam klingen und sei doch ausgesprochen: Noch niemals hat bei dem Schreiber dieser Zeilen die Erkenntnis, Geschichte wirklich mitzuerleben, so stark und unvermittelt greifbare Gestalt angenommen als beim Durchschreiten dieser Ausstellung, nach einem Wort von Dr. Goebbels der „Rechenschaftsbericht über vier Jahre nationalsozialistischen Aufbauwerkes auf allen Gebieten unseres deutschen Lebens“.

Aber ... ist es überhaupt möglich, in ein paar Hallen einen geschlossenen Überblick über dieses gigantische Aufbauwerk zu geben, ohne sich in symbolhafte Deutungen zu verlieren und damit aus der angestrebten Linie einer eindeutigen Rechenschaftsablegung auf die unsichere Bahn vielleicht lautstarker, aber dadurch nicht unbedingt ebenso nachhaltig bewiesener bloßer Behauptungen abzugleiten?

Dem man darf nicht vergessen: Die Aufgabe — sollte sie richtig gelöst sein — bestand nicht darin, einen statistischen Quer- und Längsschnitt mit einer erdrückenden Fülle sachlich unanfechtbarer Zahlen und Kurven vor dem Besucher auszubreiten.

Wer häufiger vor die Aufgabe gestellt wurde, Ausstellungen kritisch zu würdigen, weiß, daß es leider nur ganz wenigen — auch großen und größten — Ausstellungen gelungen ist, dieser naheliegenden und — bequemen Lösung aus dem Wege zu gehen. Mit dem Erfolg, daß, wenn die Ausstellung „stand“, weder Aussteller noch Besucher von dem Ergebnis befriedigt waren. Wobei die Aussteller sich zumeist hinter der Entschuldigung verschanzten, daß ihre Schau eigentlich eine Angelegenheit der Leute vom Fach und daher in erster Linie für diese bestimmt sei, während der mit großen Erwartungen gekommene, das Hauptkontingent der Besucher ausmachende „Laie“ resigniert feststellte, daß er anscheinend seine Erwartungen zu hoch geschraubt habe oder — von den Dingen zu wenig verstehe, um mitsprechen oder gar miturteilen zu dürfen. Von dem insgeheim erhofften und ausgebliebenen inneren Gewinn ganz zu schweigen.

Hervorstechendstes Merkmal der Ausstellung „Gebt mir vier Jahre Zeit“ ist vielleicht, daß man in einer bisher geradezu für unmöglich gehaltenen, wirklich als ideal anzuspreekenden Form die bisher peinlich gewahrten Grenzen zwischen „Fachmann“ und „Laie“ aufgehoben hat. Vielleicht noch richtiger gesagt: daß man es verstanden hat, die Ausstellung so aufzubauen, daß sie jedem aufgeschlossen und ernsthaft Suchenden das bietet, was er erwartet.

Wie ist nun dieses geradezu magnetische Fluidum zu erklären, von dem nicht nur der Berichterstatter gepackt wurde, sondern das — wie immer wieder festzustellen war — auch die Besuchergemeinde um ihn in seinen Bann zog?

Auf eine ebenso geniale wie einfache Weise. (Wobei am

Rande vermerkt sei, daß die Erkenntnis des Einfachen vielleicht nicht die kleinste Stärke des Genies ist.) Indem man nämlich — „ganz einfach“ — die Ausstellung nach einem meisterhaft durchdachten System organisch aufbaute. Und dabei gleichzeitig jedem Beschauer dieser übersichtlich zergliederten, organischen Einheit es vollkommen freigestellte, wie weit er — an besonderen Einzelheiten dieses klar zergliederten Körpers sachlich, persönlich oder beruflich interessiert — gewillt und bereit war, sich auf „Details“ zu stürzen und den feinsten Verästelungen nachzuspüren. Wohl gemerkt: es freigestellte. Und nicht etwa jeden Besucher durch dräuend gespannte Stricke in einen kilometerlangen Engpaß hineinschleuste, den er zwangsläufig durchwandern mußte, um, endlich erlöst, dem Schild „Ausgang“ zuzuwanken. (Ein Verfahren, auf dessen Erfindung manche Ausstellungen der Vergangenheit besonders stolz sein zu dürfen glaubten.)

Diese vollkommen neue und bisher ihresgleichen suchende Art der Ausstellungstechnik setzt allerdings zweierlei voraus: einmal, daß man wirklich etwas zu sagen hat und sagen darf, was allgemein interessiert, und zum anderen, daß man sich mit einer fanatischen Liebe seines Ausstellungsgegenstandes annimmt. Von der über allem schwebenden ordnenden Hand der für die Gesamtausstellung verantwortlich zeichnenden Regieführung ganz zu schweigen.

Was darf und will man zeigen?

Nicht mehr und nicht weniger als den Beweis für die Berechtigung zum Ausspruch eines Satzes, der am 1. Februar 1933 in den Ätherwellen um die bewohnte Erde lief:

„Nun, deutsches Volk, gib uns die Zeit von vier Jahren und dann urteile und richte uns!“

Ein altes Wort sagt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Wir, in den Geschichtsablauf verflochten, sind — historisch gesehen — nicht in der Lage, nach weltgeschichtlichem Maßstab zu richten. Nach bestem Wissen und Gewissen zu urteilen bleibt uns unverwehrt.

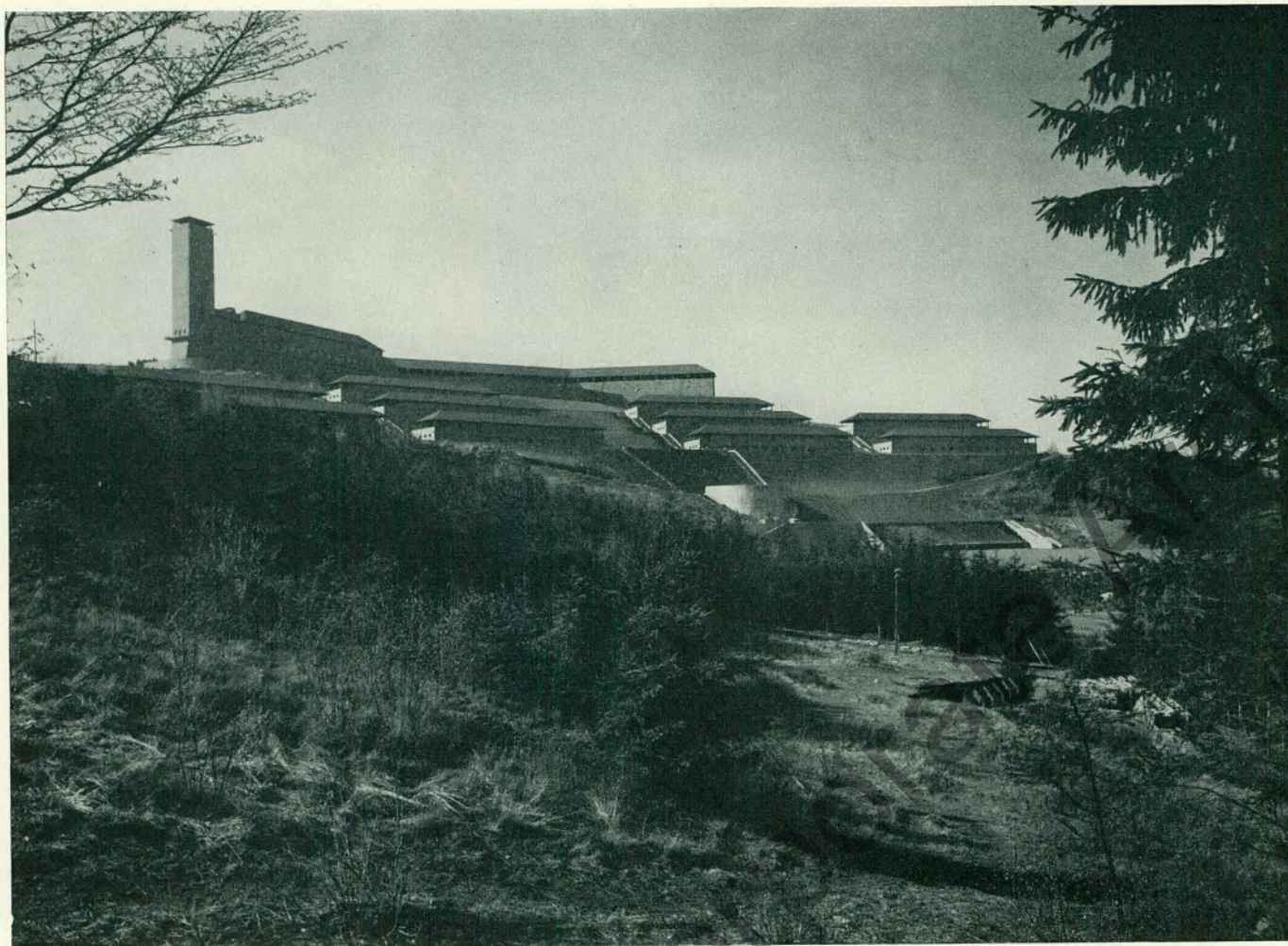
Noch niemals ist von einer Staatsführung ein derartig übersichtlicher, umfassender und offener Rechenschaftsbericht erstattet worden, und noch niemals ist es jedem Bürger dieses Staatswesens und darüber hinaus der Welt möglich gewesen, in einem solchen Rechenschaftsbericht wie in einem aufgeschlagenen Buch zu blättern, bei einer besonders interessierenden Seite länger zu verweilen und jeden, auch den kleinsten Posten auf der Aktiv- und Passivseite kritisch unter die Lupe zu nehmen. Ohne daß diese Nachprüfung irgendwelche „Bilanzsicherheit“ verlangt.

Daß ein solcher gemeinverständlicher „Rechenschaftsbericht“ nach Form und Inhalt sich von der bisher üblichen Art eines „Geschäftsberichtes“ wirtschaftlicher oder politischer Natur unterscheiden muß, ist schon in anderem Zusammenhang an anderer Stelle betont. Hier sei lediglich das grundsätzlich Neue der Berichterstattung hervorgehoben, die in ihrer Durchsichtigkeit und Klarheit immer wieder zu einem Vergleich mit dem einstigen Hauptziehungspunkt der Dresdener Hygieneausstellung, dem „gläsernen Menschen“, zwingt, der heute wieder auf der Weltausstellung in Paris alle Besucher zur Bewunderung hinreißt.

Mit dem einen wesentlichen Unterschied, daß dort die verhältnismäßig einfache Aufgabe, etwas organisch Gestaltetes dem Verständnis näherzubringen und sonst verborgene Zusammenhänge aufzudecken, gelöst wurde, während hier die organische Einordnung und Gliederung einer unübersehbar Vielheit der verschiedensten Einzelercheinungen vorausgehen mußte und dann erst das Problem der Übersichtlichkeit und Allgemeinverständlichkeit in Angriff genommen werden konnte.

Nach welchen Gesichtspunkten ist nun der Rechenschaftsbericht 1937 gegliedert, und wie hat man das Problem der glasklaren Übersicht angepackt und gemeistert?

*



Ordensburg Vogelsang.

Sichtbild: Schmölz.

Vier Säulen tragen das schützende Dach eines jeden Staatswesens: Arbeit, Kultur, Gemeinsinn, Politik. Von ihrer Festigkeit hängen Gegenwart und Zukunft der Volksgemeinschaft ab, die sich unter diesem Dach zusammengefunden hat.

Von der Staatsführung des neuen Deutschlands ist die Notwendigkeit der Festigung dieser vier Grundpfeiler von Anfang an immer wieder betont worden. Ihr gleichzeitiger und gleichmäßiger Ausbau war das Ziel, das der Führer sich vor vier Jahren gesteckt und zu dem er seine Gefolgschaft, das deutsche Volk, aufgerufen hat. Was lag also näher, als die wirtschaftliche und kulturelle, die soziale und politische Aufbauarbeit der nunmehr hinter uns liegenden Zeitspanne nach diesem architektonischen Prinzip zu gliedern und aufzuteilen! Aber man hat sich nun nicht nur etwa — was immerhin möglich gewesen wäre — damit begnügt, mit Reißbrett und Winkel die lebendige Dynamik des Einreisens der morschen Stützen unserer alten Wohnstätte und des zukunftsgläubigen Bauens am neuen Reichsgebäude in einer technisch vielleicht einwandfreien, aber leblosen Grund- und Aufrisszeichnung festzuhalten. Sondern man hat es fertiggebracht, diesem Querschnitt durch das Aufbauwerk eine Lebendigkeit und Dynamik zu vermitteln, die jede, auch die kleinste und unwichtigste Bauphase noch einmal mit erleben läßt. Und man kommt vielleicht der Deutung, wie diese unmöglich erscheinende Aufgabe gelöst wurde, am nächsten, wenn man den eingangs erwähnten Vergleich mit einer Symphonie wieder aufnimmt.

Die fünf Sätze dieser Symphonie in Abwandlung der

faustischen Deutung des „Im Anfang war der Logos“ auf die einfachste Formel gebracht:

Im Anfang war der Wille,
und der Wille wurde Wort,
und das Wort wurde Kraft,
und die Kraft wurde Gesetz,
und das Gesetz wurde Tat.

Nichts kennzeichnet vielleicht besser den Geist der Ausstellung als die Tatsache, daß die bildhafte Deutung der ersten vier Sätze einen unverhältnismäßig kleinen Raum für sich in Anspruch nimmt, ja, diesen Raum noch mit der Überleitung zum fünften Satz teilt. Aber vielleicht liegt der überwältigende Eindruck, den der Ehrenhof, Halle I der Ausstellung und gleichzeitig Schauplatz der Wegstrecke vom Willen zum Gesetz, auf jeden Beschauer macht, gerade in der bewußten Beschränkung auf das Wesentlichste und der dadurch bedingten lapidaren Kürze der Darstellung.

Auftakt und Zeugnis für Wille und Wort zugleich bildet lediglich die programmatische Erklärung, mit der der Führer am 21. März 1933 in der Garnisonkirche zu Potsdam die Erneuerung des deutschen politischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens verhieß:

„Wir wollen wiederherstellen die Einheit des Geistes und des Willens der deutschen Nation!

Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens: unser Volkstum und die ihm gegebenen Kräfte und Werte.

Wir wollen die Organisation und die Führung unseres Staates wieder jenen Grundsätzen unterwerfen, die zu allen Zeiten die Vorbedingung der Größe der Völker und Reiche waren. Wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unverfügbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten.

Wir wollen an die Stelle des ewigen Schwankens die Festigkeit einer Regierung setzen, die unserem Volk damit wieder eine unerschütterliche Autorität geben soll.

Wir wollen alle die Erfahrungen berücksichtigen, sowohl im Einzel- und im Gemeinschaftsleben wie aber auch in unserer Wirtschaft, die sich in Jahrtausenden als nützlich für die Wohlfahrt der Menschen erwiesen haben.

Wir wollen wiederherstellen das Primat der Politik, die berufen ist, den Lebenskampf der Nation zu organisieren und zu leiten.

Wir wollen aber auch alle wirklich lebendigen Kräfte des Volkes als die tragenden Faktoren der deutschen Zukunft erfassen, wollen uns redlich bemühen, diejenigen zusammenzufügen, die eines guten Willens sind, und diejenigen unschädlich zu machen, die dem Volke zu Schaden versuchen.

Aufbauen wollen wir eine wahre Gemeinschaft aus den deutschen Stämmen, aus den Ständen, den Berufen und den bisherigen Klassen. Sie soll zu jenem gerechten Ausgleich der Lebensinteressen befähigt sein, den des gesamten Volkes Zukunft erfordert. Aus Bauern, Bürgern und Arbeitern muß wieder werden ein deutsches Volk.“

*

Als Sinnbild der Kraft spannt das deutsche Hoheitszeichen, ein riesenhafter Adler, seine Schwingen über die Hallendecke.

Vom Geseß künden zwölf hohe Glastafeln auf der dem Halbbrund gegenüberliegenden Seite. Sie enthalten den Inhalt der wichtigsten, das neue Deutschland gestaltenden Geseße: Das Ermächtigungsgeseß, das Geseß über das Staatsoberhaupt, das Wehrgeseß, die Verordnung über die deutsche Staatsangehörigkeit, das Geseß über den Neuaufbau des Reiches, das Reichsarbeitsdienstgeseß, das Reichserbhofgeseß, die Nürnberger Geseße, das Geseß zur Ordnung der nationalen Arbeit und schließlich das Reichskulturkammergeseß. Damit ist die Neugestaltung des gesamten öffentlichen Lebens durch den Geseßgeber auf den Gebieten der Arbeit, des Sozialismus, der Kultur und vor allem des Staates zur Darstellung gebracht worden.

Vor den Wandtafeln liegen jeweils die Geseßentwürfe mit der Unterschrift des Führers und der Reichsminister. Zum Teil tragen sie noch den Namenszug des verewigten Reichspräsidenten und Generalfeldmarschalls von Hindenburg.

Als Überleitung vom Geseß zur Tat füllen neun Riesenbildbücher, deren Blätter fast bis zur Decke reichen, die Breitseite der Halle. Bildbücher von einer nie zuvor gesehenen Art und Größe. Und es zählte vielleicht zu den

stärksten Eindrücken der Eröffnungsfeier, als die 54 Quadratmeter großen Riesenphotos, die man bis dahin als eindrucksvollen Wand Schmuck angesprochen hatte, von einem unhörbaren verborgenen Mechanismus bewegt, plötzlich und unerwartet aus ihrer Flächenhaftigkeit in den Raum gedreht und umgeklappt wurden, um auf insgesamt 54 Lichtbildseiten das stolze Geschehen der letzten vier Jahre vorüberziehen zu lassen: Einfaß und Sieg der Arbeitsschlacht, Wiedergewinnung der Wehrfreiheit, Verwirklichung der Volksgemeinschaft, staatspolitische Erziehung des deutschen Menschen in den Gliederungen der Partei, Erfüllung der großen sozialen und kulturellen Aufgaben*.

Gebannt stand man vor den Bildern, auf denen die Kameradschaft der Nation im Schaffen und Feiern, im Wollen und Helfen packendes Leben gewinnt. Brücken wölben sich über Täler und Flüsse, die breiten Bänder der „Straßen Adolfs Hitlers“ wachsen ins Land, Schiffe laufen vom Stapel, Siedlerfamilien stehen vor eigenem Heim auf eigener Scholle, Bauern pflügen Acker, der dem Meere abgerungen wurde, die Bänder des Matbaumes flattern über Zehntausende im Lustgarten, der Tag, da das Saarland zur Heimat zurückkehrte, steigt aus der Erinnerung auf. Das dokumentarisch festgehaltene und zusammengefaßte Erleben deutschen Wiederaufstiegs und deutscher Einigung wird zu einer einzigartigen unvergeßlichen Feiertunde, die gleichsam das Forum schuf, von dem aus man nunmehr die Grundlage und die Leistungen des neuen Staates in Bild und Schrift überblicken konnte.

Hinter dem „Ehrenhof“ weitet sich der Raum aufs neue zu überwältigender Größe. Gab Halle I den weihewollen, bildhaften Auftakt, so ist hier, in Halle II, die Arbeit des Aufbaues zur gegenständlichen Schau geworden. Hier wird der Generalbericht über das gesamte Schaffen gegeben, mit dem das deutsche Volk unter einheitlicher, zielbewußter Führung in vier Jahren alle Not der Vergangenheit überwunden hat.

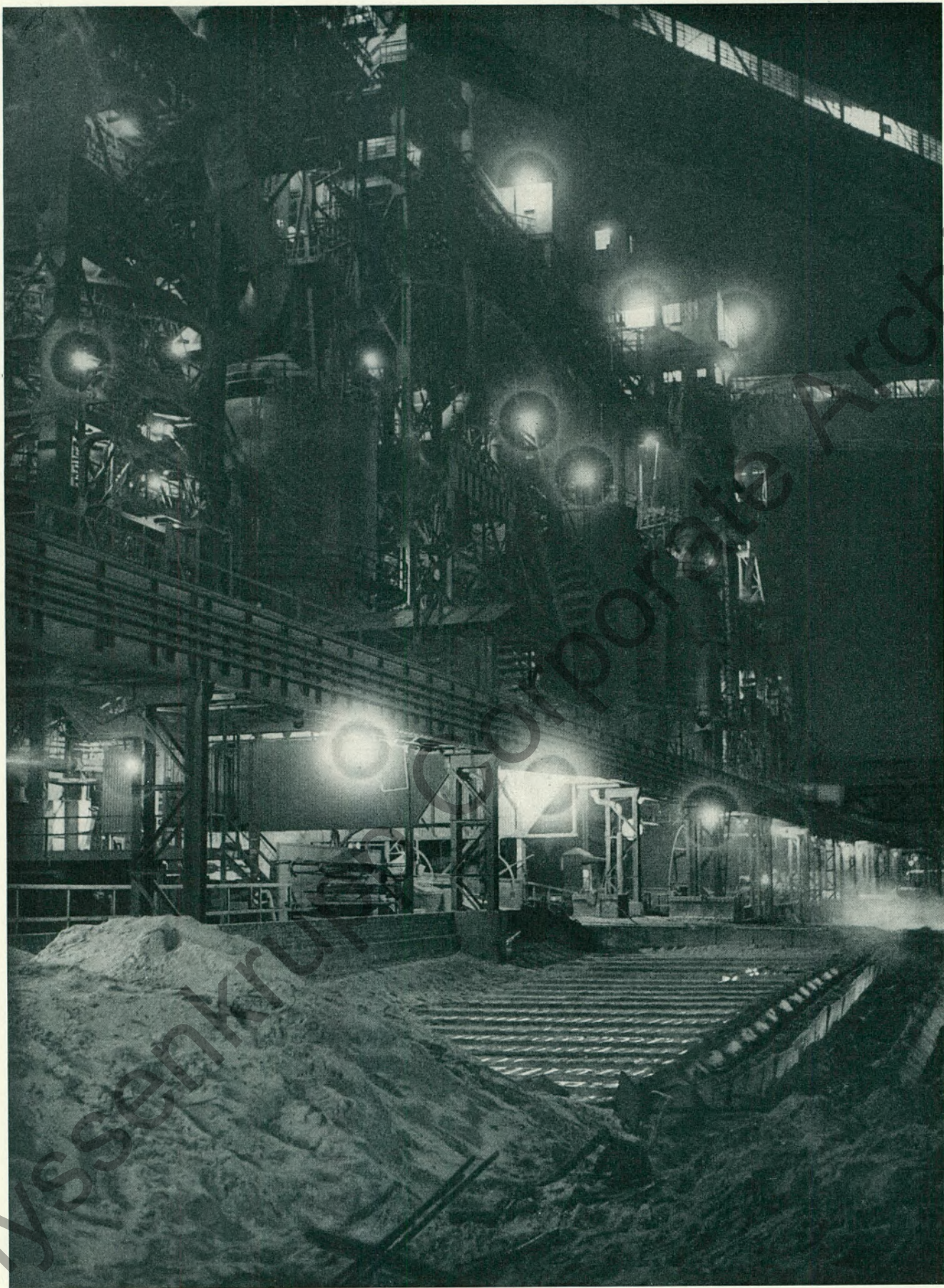
Wie ein gewaltiges Longemälde zu diesem Thema dröhnt der Rhythmus riesiger Maschinen, klingt der Laß ungezählter Motoren durch die Halle. Und wohin man auch blicken mag, überall sieht man sich umgeben von lebenserfüllten Bildern des Schaffens.

Klar sind die vier Grundthemen der Schau herausgearbeitet: deutsche Arbeit, deutscher Sozialismus, deutsche Kultur und deutsche Politik. Sie sind die tragenden Kräfte des Dritten Reiches.

Auch hier ist, wie schon der erste Überblick beweist, ausstellungstechnisches und ausstellungsarchitektonisches Neuland erobert worden. Die Größenverhältnisse des Raumes hat man durch die Anordnung des Materials noch wesentlich unterstrichen. Zu vier riesenhaften Dreiecken geformt, stoßen Bildwände bis fast zur Hallenmitte vor. Die 15 Meter breiten Wände steigen bis zu 17 Meter Höhe an. Auf je rd. 250 Quadratmeter Fläche hat Künstlerhand hier riesenhafte Photos zusammengestellt, um so eindringliche Anschauung zu geben von den acht Leistungsgruppen Landgewinnung und Nahrungsfreiheit, Bauwirtschaft, Gewerbe und Industrie, Motorisierung und Verkehrswirtschaft, Sozial- und Kulturpolitik, Partei und Staat.

Auf den Innenseiten der Dreiecke sind die Leistungen und Erfolgszahlen für das entsprechende Aufgabengebiet dargestellt. An Stelle trockener Statistiken fesseln den Beschauer auch hier Photo und Farbe. Einheitlich und doch abwechslungsreich sind sämtliche Gebiete des wirtschafts-, finanz-, verkehrs-, kultur-, sozial-, bevölkerungs- und staatspolitischen Lebens künstlerisch gestaltet worden.

* Vgl. Abbildung S. 205.



Arbeit.

Nachtschicht an den Hochöfen des Schalker Vereins.
(Deutsche Eisenwerke AG. - Vereinigte Stahlwerke AG.)

©herls Bilderdiensf.

Bevor der Besucher aber zu all diesen den Blick unwillkürlich hannahenden Dingen gelangt, bevor er überhaupt in wohlgedachter und architektonisch gleichsam festgelegter Reihenfolge die Wanderung durch Halle II beginnt, mag er sein Augenmerk noch auf etwas grundsätzlich Neues in der Gestaltung dieser Halle lenken. Nirgends wird er eine jener „Kojen“ oder verschachtelten „Abteilungen“ entdecken, wie man sie sonst so häufig auf Ausstellungen findet. Vielmehr scheinen die Darstellungen und Gegenstände trotz der strengen Gliederung ineinander überzuleiten — so, wie auch im Leben eines Volkes alle Schaffensregungen ihre Berührungspunkte haben.

Von besonders plastischer Gestaltung ist der Bericht über jene fast unvorstellbare Leistung des Nationalsozialismus, die sich in der sieghaften Durchführung der Arbeitsschlacht ausdrückt: in einer auf der ganzen Welt einzig dastehenden Weise ist die Kurve der Arbeitslosigkeit gesunken. Von annähernd 7 Millionen Arbeitslosen im Jahre 1932 waren rd. 6 Millionen Ende 1936 wieder in Arbeit gebracht! Millionen Deutsche fasten wieder Mut, fanden wieder Lohn und Brot — das ist der beglückende Sinn dieser sachlichen statistischen Darstellung, deren bildhafte Wirkung durch Photos noch erhöht wird.

An Darstellungen des Reichsarbeitsdienstes vorüber gelangt man zu den großen Dreieckswänden. Sie lassen unter ihren Bildern überall einen zwei Meter hohen Durchgang frei, und in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft finden sich jeweils die Modelle, Maschinen, Werkstoffe und Gegenstände, die zu dem Thema der Riesenphotos gehören. Auf den Innenseiten der Dreiecksflächen aber sind lebendig gestaltete Zahlenvergleiche, Tabellen und Bilder angeordnet, die den Aufstieg des Dritten Reiches auf den verschiedenen Gebieten des wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Lebens im einzelnen belegen.

Von der ersten Wand herab leuchtet eine Landschaft, die am Meere liegt: Bauernland, dem Meere in unermüdlicher Arbeit abgetroßt, um mitzuhelfen, die Nahrungsgrundlage der Nation zu erweitern. Auf dem neugewonnenen Lande stehen die sturmfesten Häuser des Adolf-Hitler-Kooges. Und darunter liest man ein Wort des Führers: „So wie hier jeder Quadratmeter dem Meere abgerungen und mit tapferer Hingabe beschirmt werden mußte, so muß alles, was die Gesamtnation schafft und baut, von allen deutschen Volksgenossen beschirmt werden.“

Vor dem Bilde ein fast 50 Quadratmeter großes Flutungsmodell des Adolf-Hitler-Kooges. Plastisch sieht man hier die Landgewinnungsarbeiten, plastisch erkennt man, wie die Deiche immer weiter vorgeschoben worden sind, bis sie 1935 das Neuland erobert und gesichert hatten.

Vor dem Modell ein Schöpfwerk, wie es beispielsweise zur Entwässerung des Emslandmoores diente, und daneben neueste landwirtschaftliche Maschinen mit einem modernen Hochleistungsantriebsflug. Ein Flurmodell erläutert, wie landwirtschaftliche Notstände in der Rhön durch den Dr.-Helmut-Plan behoben werden. Der Plan beseitigt die Schäden des fränkischen Erbrechtes, arrondiert die Äcker der Bauern und Gemeinden und sorgt für die berufliche Umschulung jener Familienmitglieder, die der Hof nicht ernähren kann.

Auf den Bildtafeln der Dreiecksinnenflächen erkennt man den Rückgang der Schuldzinsen unserer Landwirtschaft und auf der anderen Seite die Steigerung ihrer Verkaufserlöse, die von 6,4 Milliarden RM. im Jahre 1933 auf 8,8 Milliarden RM. im Jahre 1936 angewachsen sind. Weiter: Von 1933 bis 1936 ist die deutsche Ölfruchtenernte von 9870 auf 132 510 Tonnen gestiegen. Die Ausgaben für Landes- kultivierung haben in dem Zeitraum 1929/32 nur 298 Milli-

onen RM., von 1933 bis 1936 dagegen 1060 Millionen RM. betragen.

Auch die Zahlen der Gruppe „Bauen und Siedeln“ berichten von einer stolzen Aufschwung. 1932 wurden 70 500, 1936 125 000 Eigenheime erbaut, die Zahlen des Wohnungsbaues stiegen im gleichen Zeitraum von 131 000 auf 294 600. Und der umbaute Raum gewerblicher Bauten wuchs von 35,6 Millionen auf 55,1 Millionen Kubikmeter. An einem Modell wird die Altstadtsanierung von Braunschweig eindrucksvoll verdeutlicht. In einem Gewirr sonnen- und luftloser Höfe kannten in 1552 Wohnungen rd. 95 % aller Küchen hier früher weder Fenster noch Entlüftung. Heute hat in der Braunschweiger Altstadt jedes Haus seinen eigenen Hof und seine eigene Waschküche. Treppenhäuser und Küchen sind hell und lustig. Eine gesunde Jugend kann hier wie in den neuen, vorbildlichen Industriearbeitersiedlungen heranwachsen.

Nur wenige Schritte sind es hinüber zum Reich der Industrie. Motorenlärm, Maschinenstämpfen erfüllt die Luft. In einem Saal von Textilmaschinen klappert der Webstuhl, der Zellwolle verarbeitet. Modernste Kunstharzpressen sind in voller Arbeit und liefern ihren Beitrag im Kampf um Deutschlands Rohstofffreiheit. Zwischen Gasgeneratoren und einem Motorgehäuse aus Aluminium liegen die neuen Metall-austauschstoffe. Auch der synthetische Gummi, der sich bereits in schwersten und langwierigsten „Zerreihsproben“ bewährt hat, ist zur Stelle. Die deutschen Treibstoffe, deren Herstellung durch das Modell eines Braunkohlehydrierwerkes veranschaulicht wird, werden zum Symbol genialer Forscherarbeit, und einer der siegreichen deutschen Rennwagen, der auf hohem Podest seinen silbergrauen Leib blitzen läßt, wird zum Sinnbild überragender Konstruktionstechnik.

Immer wieder blickt man von den Modellen und Maschinen, von den Motoren und Leuchttafeln auf zu den Bildern und Zahlenvergleichen der Dreieckswände. Man hat gesehen, daß das deutsche Volkseinkommen von 45,2 Milliarden RM. im Jahre 1932 auf 62 Milliarden RM. im Jahre 1936 gestiegen ist.

In der Gruppe der „Motorisierung und Verkehrswirtschaft“ stellt man fest, daß die Zahlen der Kraftwagenausfuhr 1936 mehr als das Dreifache derjenigen des Jahres 1933, nämlich 35 907, betragen. Im Güterverkehr der Binnenschifffahrt wurden 1932 nur 95 986 000 Tonnen, 1936 dagegen 152 630 000 Tonnen befördert. Und die Luftansa erreichte 1936 mit 14 890 000 Flugkilometer fast die doppelte Leistung des Jahres 1932.

Die deutsche Seefahrt hat eine ganze Flotte in der Halle II Anker werfen lassen. In maßstäblichen Modellen liegen die rd. 150 deutschen Handelsschiffe, die seit 1933 vom Stapel gelaufen sind — ob Passagierdampfer, Frachter oder Fischdampfer —, in der Ausstellung „Am Kai“. Das Wort „Seefahrt ist not!“ hat im Dritten Reich wieder Geltung erhalten.

In den beiden großen Gruppen „Deutsche Kultur“ und „Deutscher Sozialismus“ wird der gesamte kulturelle und soziale Aufbau des nationalsozialistischen Deutschlands behandelt. Und hier darf nicht nur eine hervorragende Leistung, sondern auch eine Ehrenstellung das Winterhilfswerk des deutschen Volkes einnehmen. An dem Modell einer Stadt wird der Weg aufgezeigt, den die Spenden dieser brüderlichen Opfergemeinschaft von 70 Millionen bis zu den Betreuten nehmen: die Sachspenden werden ihnen bei der Verteilung unmittelbar zugeführt, die Geldspenden wandeln sich durch Aufträge an die Industrie ebenfalls in Sachspenden und gewinnen so nicht nur soziale, sondern auch wirtschaftliche Bedeutung. Durch die Herstellung von W.H.W.-Abzeichen sind in den deutschen Notstandsgebieten nicht weniger als 3 338 000 zusätzliche Arbeitsstunden geleistet worden.

Der tätige Sozialismus des Dritten Reiches betreut insbesondere auch den Nachwuchs der Nation und die kinder-



Export!
Verladung
von Moniereisen
im Privathafen
Schwelgern
der
August-Thyssen-
Hütte,
Hamborn.
Lichtbild: Debus.

reichen Familien. 350 000 kinderreiche Familien haben einmalig zusammen 123 Millionen RM. erhalten, und an 300 000 Kinder werden monatlich je 10 RM. gegeben. Bevölkerungs- und sozialpolitische Maßnahmen haben das deutsche Volk zurückgerissen von dem Weg, der in den Abgrund der Vergreisung und Chemüdigkeit führt. Die Zahlen der Eheschließungen und Geburten sind wieder gestiegen. Auf je 1000 Einwohner kamen 1932 7,9, 1936 dagegen 9,1 Eheschließungen, und die Geburtenzahlen je 1000 Einwohner stiegen von 15,1 (1932) auf 19,1 (1936). Die Kinderheim- und Landverschickung hat einen einst wohl für unmöglich gehaltenen Aufschwung genommen. Und die Zahl der verschickten Hitler-Urlauber hat bereits die Zahl sämtlicher männlichen Einwohner Groß-Hamburgs erreicht.

Von dem gewaltigen Bild eines Beethovenkonzerts im Sportpalast herab mahnt der Ausspruch des Führers: „Wir können uns keinen Wiederaufstieg des deutschen Volkes denken, wenn nicht wiederersteht auch die deutsche Kultur und vor allem die deutsche Kunst!“

Die Betreuung des schaffenden deutschen Menschen durch die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ hat Millionen Volksgenossen nicht nur die Schönheiten der Heimat und weiter Seereisen, sondern auch die erhebenden Freuden der Kunst erschlossen. Von 1934 bis 1936 haben die KdF.-Veranstaltungen nicht weniger als 53 463 178 Teilnehmer gefunden! Allein die Zahl der Teilnehmer an den Reisen und Wanderungen der großen Organisation ist von 2 Millionen (1934) auf 6 Millionen (1936) gestiegen.

Im Rahmen des Kulturabschnittes stehen auch jene Modelle, die von dem monumentalen Baustil des Dritten Reiches zeugen. Man sieht, um nur einige Beispiele zu nennen, die klar gegliederte, edle und kraftvolle Architektur des Königlichen Platzes zu München, des Deutschen Hauses auf der Pariser Weltausstellung⁶ und des Hauses des deutschen Reiches.

Die politische und berufliche Erziehung des Nachwuchses hat das Deutschland Adolf Hitlers als eine der wichtigsten

⁶ Vgl. S. 2 und 4 des vorliegenden Heftes.

Aufgaben klar erkannt. Einige der großen politischen Erziehungsstätten der Nation stellen sich dem Besucher in Modellen der Schulungsburgen der NSDAP. und in dem Neubaumodell der SS.-Führerschule Bad Tölz dar. Über den praktischen Einsatz der SA. beim „Dankopfer“ wird ebenso eindrucksvoll berichtet wie über die Einrichtung einer industriellen Lehrwerkstatt. Zur nationalsozialistischen Erziehungsarbeit gehört auch die körperliche Schulung der Jugend. Und es hat daher wahrlich seine Berechtigung, wenn auf dieser Leistungsschau in Lichtbildern auch noch einmal des großen Triumphes gedacht wird, den der deutsche Sport bei den Olympischen Wettkämpfen des Jahres 1936 in Garmisch-Partenkirchen, Berlin und Kiel feiern konnte.

Die staatspolitische Erziehung des jungen Deutschen führt vom Jungvolk über den Arbeitsdienst zum Soldatentum. Als Waffenträger der Nation erfüllt er seinem Vaterlande gegenüber heute wieder höchste Ehrenpflicht.

Die ganze Nordseite der Halle gehört der Wehrmacht. Zum ersten Male gibt sie im Rahmen einer Ausstellung eine Gesamtschau ihrer Waffengattungen. Unter der Decke schweben, als ob sie mitten im Kurven von einer Riesenfaust festgehalten wären, Kampfeinsitzer der jungen deutschen Luftwaffe, und von der Hallendecke stößt der Bug eines 42,5 Meter langen U-Bootes der Kriegsmarine in den Raum vor — der Bug des Traditionsbootes U 9!

Auch die Kriegsmarine hält, wie die Handelschiffahrt, am Berliner Kaiserdamm „Flottenparade“: sie zeigt im Modell sämtliche deutschen Kriegsschiffe, die in den letzten vier Jahren vom Stapel gelaufen sind.

Der Besucher kehrt jetzt zurück zu den großen Dreieckswänden, über deren nebeneinanderliegender Grundseite ein 80 Meter langer Bilderfries läuft. Er will veranschaulichen, daß alle Erfolge der ersten vier Jahre nationalsozialistischen Aufbaues nur möglich wurden durch die Geschlossenheit des Willens und die Einmütigkeit des Schaffens der Nation.

In Riesenlettern steht über dem Bilderfries das Wort: „Das ist Sozialismus der Tat!“ Und dieser Sozialismus, dessen Leistungen hier im Bild klar vor aller Augen stehen, hat die deutsche Volksgemeinschaft in vier Jahren immer fester zusammengeschmiedet. Hat doch jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau zu ihrem Teile und an ihrem Platze in treuer Kameradschaft mitgeholfen, das große Werk durchzuführen.

Gegenüber dem langgestreckten Wandfries sind, in Anlehnung an die Grundthemen der Ausstellung, vier zusammenhängende Räume geschaffen worden, die das Wirken der großen Organisationen schildern, in denen heute alle schaffenden Deutschen nach Beruf oder Aufgabe zusammengefaßt

sind: der Reichsnährstand, die Deutsche Arbeitsfront, die Reichskulturkammer und die Partei.

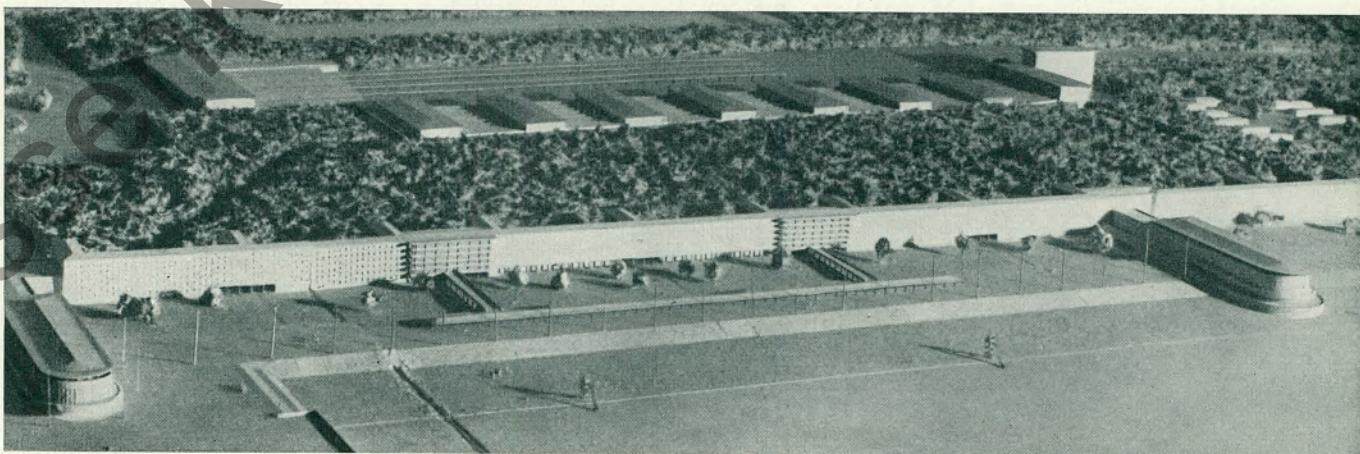
Außer durch Bild und Text sind die gewaltigen Leistungen dieser Organisationen in Modellen und greifbarem Anschauungsmaterial deutlich gemacht. Auf einer großen Deutschlandkarte erkennt man die vom Reichsnährstand bereits durchgeführte Produktionssteigerung. Auf einem Riesenmodell wird die Entwicklung der Landwirtschaft im Zuge des ersten Vierjahresplans dargestellt — Land und Stadt arbeiten Hand in Hand, weitsichtige Vorratswirtschaft sorgt für die Sicherstellung der Volksernährung, jahrzehntelang vernachlässigte landwirtschaftliche Produktionszweige, wie beispielsweise die Schafzucht oder der Hanf- und Flachsanzbau, haben einen neuen Auftrieb erhalten.

Das Wirken der NSG. „Kraft durch Freude“ kann nicht überzeugender und eindrucksvoller dargestellt werden als durch das Großmodell des riesigen neuen KdF.-Seebades Mucran auf Rügen. Dieses Bad, das jeweils 20 000 deutschen Volksgenossen Stärkung und Erholung bieten kann, findet als organisatorische, technische und architektonische Leistung auf der ganzen Welt nicht seinesgleichen und ist das größte Bauvorhaben der Welt überhaupt. Die Anlagen erstrecken sich über eine Länge von 7 Kilometer, jedes der zehn Speisehäuser hat 1000 Sitzplätze, alle Zimmer liegen nach der Seeseite, im Hintergrund der Bauten grünt schattiger Wald, und die einzelnen Wohnanlagen sind mit Ladenstraßen und Kindergärten verbunden. Millionen von Volksgenossen werden hier im Laufe der Jahre ein früher nie gekanntes Ferien- und Erholungsglück finden.

Die Hauptseiten des Rechenschaftsberichtes sind durchblättert, der Rundgang durch die vier großen Arbeitsbereiche des wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Aufbaus ist abgeschlossen. Ebensovienig, wie im nationalsozialistischen Staat das Wirtschaftliche vom Sozialen oder das Kulturelle vom Politischen zu trennen ist, ebensovienig merkt der Besucher die Übergänge zwischen diesen vier großen Gruppen. Sie erscheinen so selbstverständlich, wie sie in Wirklichkeit sind; denn „die Anknüpfung der Wirtschaft ist organisch verbunden mit der Schaffung vorbildlicher sozialer Einrichtungen, deutscher Sozialismus beschränkt sich nicht auf materielle Hilfe, sondern macht die Güter der Kultur allen Volksgenossen zugänglich, und dieser Neuaufbau unseres Volkes kann nur gedeihen im Schutze einer nach innen und außen starken Staatsführung“.

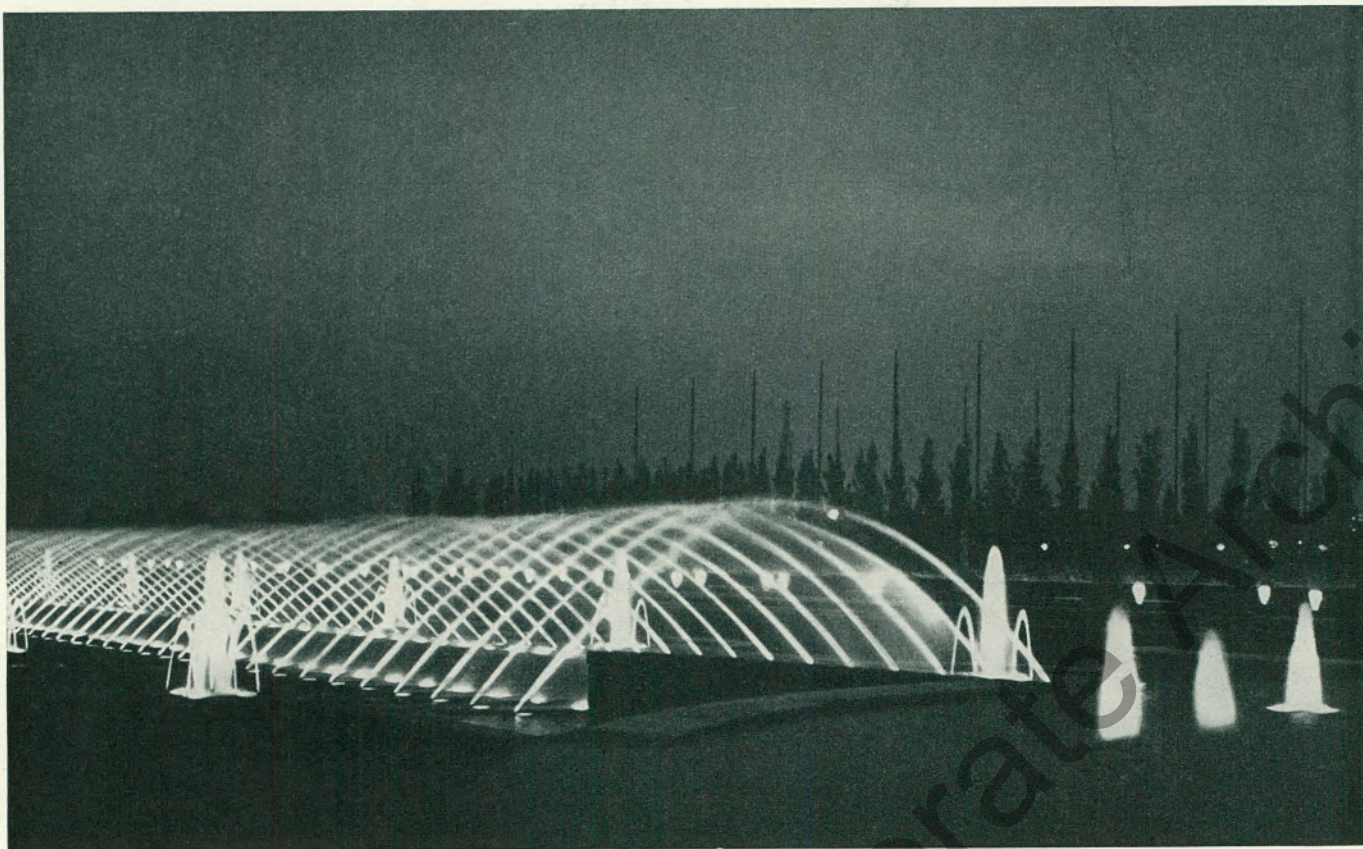
Was erstrebt wurde, ist erreicht: eine Ausstellung, die, Leistungsschau und Rechenschaftsbericht zugleich, zu den Herzen der Besucher spricht, eine Ausstellung, die jeden Deutschen mit Stolz auf das Geleistete und mit Vertrauen in die Zukunft erfüllt.

W. D.



Modell des KdF.-Seebades Mucran auf Rügen.

Geheils Bilderdienst.



An den leuchtenden Wasserstrahlen.

Lichtbild: Ruhaf.

Idee und Geist der Reichsausstellung „Schaffendes Volk“.

Von Hermann Rohde.

Es mag einem zukünftigen Auffaß vorbehalten bleiben, eine Würdigung des äußeren Anlitzes dieser Ausstellung, seiner ästhetischen und künstlerischen Formung und des grundsätzlich neuen und richtungweisenden Gestaltungswillens zu geben. Denn: so bedeutend dieses Kleid der Ausstellung auch ist — bedeutend vor allem in Vergleichung mit anderen und früheren großen Ausstellungen —, wesentlicher und wichtiger ist ihr innerer Gehalt, die Idee, von der sie geleitet wird, und der Geist, der sie beseelt.

Sind nämlich sonst Ausstellungen im Grunde nichts anderes als große Mustermessen, deren Absicht — mag auch die Art ihrer „Aufmachung“ und Werbung das noch so geschickt umhüllen —, letzten Endes rein privat- oder bestenfalls volkswirtschaftlicher Natur ist, so ist die Ausstellung „Schaffendes Volk“ (und neben ihr die Berliner Ausstellung „Gebt mir vier Jahre Zeit“) entschieden als staatspolitische Ausstellung zu bezeichnen und zu werten. Mit anderen Worten: Es sprechen auf ihnen nicht wie bisher Handel und Industrie, Kunst und Technik für sich, es sprechen hier durch sie der Staat und die Staatsführung, um ihren Weg und ihr Ziel zu verkünden. Und während der letzte Sinn jener Geschäft und Repräsentation war, so liegt er bei diesen — ohne selbstverständlich die notwendigen finanziellen Gesichtspunkte aususchalten — auf einer wesentlich ideeller bestimmten Plattform. Auf der, die sich erstellt durch die Einheit von Staatsführung und Nation und durch den gemeinsamen Willen, mit unerschütterlicher Kraft das gesteckte Ziel einer ebenso freien wie selbstbewußten deutschen Volkheit zu erreichen.

Diese gewissermaßen politische Befehlsgebung, die der Düsseldorf Ausstellung nicht weniger als der Berliner ihr inneres Gesicht und ihre weit über derartige Unternehmungen hinausreichende Bedeutung verleiht, ist das grundsätzlich Neue, das dem gelegentlich als überlebt bezeichneten Ausstellungswesen frisches Blut und eine zukünftige Wiederaufwärtsbewegung zu geben imstande sein dürfte. Was Dr. Ernst Poensgen klar genug sagt, wenn er schreibt: „Mögen die Gebiete, welche die Ausstellung umfaßt, auch mannigfaltig und weitgespannt sein, so ordnet sich ihre Darstellung doch dem gemeinsamen Gedanken unter: die Arbeit und die Gestaltung der Umwelt des gesamten deutschen Volkes zu zeigen und dadurch Anregungen zu geben für den weiteren Einsatz seiner Schaffenskraft in allen Zweigen des öffentlichen, wirtschaftlichen und privaten Lebens im Sinne des vom Führer vorgezeichneten Aufbauplanes.“ (Stahl und Eisen, Heft 18, 57. Jahrgang.)

Stellt sich somit hier in neuer Form der neue Geist, in dem das deutsche Volk sich zusammengefunden hat, ausstellungsmäßig in das Licht der Weltmeinung zu einer Diskussion, deren Ergebnis nicht zweifelhaft sein kann, so muß und wird diese Ausstellung „Schaffendes Volk“ um so mehr Beachtung finden, als vorzüglich sie diesen neuen Geist in seinem Kampf um die Ziele des Vierjahresplans zeigt. Während andere Ausstellungen bestenfalls als eine Schau allgemeiner technischer und künstlerischer Leistungen anzusehen sind, während die Ausstellung „Gebt mir vier Jahre Zeit“ gewissermaßen ein rückschauender Rechenschaftsbericht ist, ist im „Schaffenden Volk“ das Zwingende einer Zeitlage, aufgebaut



Lichtbild: Steinfach.

auf volkmäßigem Untergrund, und der Ausblick in eine freie Zukunft, in die dieses Zwingende führt, nicht nur vorherrschend, sondern ihr überhaupt einziger Gesichtspunkt. So vollzieht sich hier ein Bruch mit Überlieferungen, dessen Auswirkungen nicht nur ein Programm für ein ganzes Volk sind, sondern „vielleicht einem Erdteil die Ahnungen einer Welt von morgen geben“.

Ausgehend von den vier Grundstoffen Kohle, Holz, Erz und Erde, als den Elementen aller synthetischen Erzeugnisse, baut sich nach dem oben gekennzeichneten Gesichtswinkel die Ausstellung folgerichtig zu einem Gesamtbild des schaffenden Deutschlands von heute auf. Von den Bemühungen, das Vaterland unabhängig von den Rohstoffen des Auslandes zu machen, bis zu den Fertigfabrikaten aus den dadurch erzielten Werkstoffen gibt sie eine ebenso lückenlose wie erhebende Übersicht von dem Kampf und der Leistung eines Volkes, das eine zum Mittelpunkt unseres gesamten deutschen Schaffens gewordene, zwangsläufig auf neuen Prinzipien beruhende Roh- und Werkstoffwirtschaft meistert. Und damit zum Vorbild für eine Welt wird, die sich, wenn auch nicht unter denselben Voraussetzungen, so doch mit nicht weniger fühlbaren Nöten, schon lange am Ende ihrer wirtschaftlichen Künste sieht, ohne — wie wir — eine dem wirtschaftlichen Leben mit gewaltigem Impuls und unerhörter Kraft neue Wege weisende Staatsführung zu haben. Womit denn die Ausstellung „Schaffendes Volk“ als kulturbildend im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden muß.

Bei diesem Grundfächlichen der Ausstellung und abgesehen vorerst von Einzelheiten ist ungemein bedeutungsvoll, daß sie sich schon nicht mehr nur auf dem Stande der Problemlösung in der Gewinnung neuer Werkstoffe befindet, sondern

schon über Theorie und Versuche hinaus deren Vollkommenheit und damit Möglichkeit der fabrikmäßigen Auswertung aufzeigt. (Denn man darf nicht vergessen: die deutsche Chemie, die ja während des Weltkrieges den allernotwendigsten Stoff, den Stickstoff, sozusagen vom Himmel holte, hat sich schon damals mit dem größeren Teil dieser Erfindungsfragen beschäftigt, um allerdings erst heute bei der Durchführung des Vierjahresplans den Erfolg ihrer Bemühungen zu ernten und dabei die bewundernswertesten praktischen Erfolge zu zeitigen.)

Ist also die Entwicklung neuer Werkstoffe das Ergebnis jahrelanger Laboratoriumsarbeit unserer deutschen Erfinder und Ingenieure, so haben doch erst die wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeiten sie zum ausschlaggebenden Faktor innerhalb der neuen deutschen Wirtschaftsgestaltung gemacht. Und wenn man sie demnach Kinder der Not nennen will — Kinder der Not freilich, die den Gedanken, einigermaßen brauchbaren Ersatz für den Mangel an anderen, besseren Rohstoffen zu sein, heute schon nicht mehr aufkommen lassen —, so sind sie als solche geradezu symbolisch: immer in Zeiten der Not hat sich Deutschland in seinen schönsten Eigenschaften gezeigt, ist es zu seinen größten und großartigsten Taten gelangt.

Und so, als sinnfälliger Ausdruck dieser Zeit des Kampfes und der Not, ist denn auch groß und großartig, was diese deutsche Reichsausstellung „Schaffendes Volk“ in allen ihren Teilen darzubieten vermag. Ob sie den Entwicklungsprozeß der Werkstoffe von den vier Grundformen Kohle, Erz, Holz und Erde bis zu ihrer praktischen Anwendung, bis zu den tausendfältigen Fabrikaten, die sich aus ihnen darstellen, auf-



Haus des Hüttenzementverbandes mit freitragendem Schußdach.

Sichtbild: Hubal.

zeigt, oder ob sie die Ersparniswirtschaft durch Leichtbau an den Ausstellungsbauten, durch Grauguß und Messing im Lokomotivenbau beispielsweise vorführt, immer bleibt erstaunlich, wie hier die Not und die Notwendigkeit, aus dem auf die Dauer völkervernichtenden Weltwirtschaftswirrwarr heraus- und in eine gesunde nationale Wirtschaftsentwicklung hineinzukommen, zu hervorragenden Ergebnissen geführt haben. Zu Ergebnissen, die nicht nur die nationale Wirtschaftsentwicklung mit Sicherheit aufwärts- und zu eindeutiger Selbständigkeit führen, sondern zuletzt und darüber hinaus auch die der Weltwirtschaft in neue, klare und für das Wohlergehen wie für den Frieden der Völker und Nationen so notwendige Bahnen leiten. Wie denn auf die Dauer — schon der Weltkrieg hat das erwiesen, und Italien z. B. hat das auch durch dahin zielende Maßnahmen, die seine Regierung neuerdings beschlossen hat und nach deutschem Muster durchführen wird, klar erkannt — kein Land auf eine nationale Selbständigkeit in der Roh- und Werkstoffversorgung wird verzichten können. Schon gar nicht in Hinblick auf zukünftige Kriege, die als vom Material ausgefochtene Kriege nur durch eine derartige Unabhängigkeit vom Auslande in der Versorgung mit den notwendigen Stoffen möglich und siegreich zu gestalten sind.

VI/19

Es soll in diesem Aufsatz nicht eine Aufzählung von Einzelheiten oder gar ein Eingehen auf technische Dinge, so ungemein bemerkenswert sie sich auf der Ausstellung auch zur Schau stellen, zu geben versucht werden. Hier sollen lediglich, der durch die Überschrift gekennzeichneten Absicht entsprechend, die Idee und der Geist der Ausstellung betrachtet werden, die freilich noch in dem nebensächlichsten Ausstellungsstück offenbar werden. Immerhin sollen auch an dieser Stelle die bemerkenswertesten Erscheinungen dieser großartigen Schau nicht unerwähnt bleiben, und um so weniger, als sie sich ja alle aus dem Gesichtswinkel der Idee und des Geistes der Ausstellung betrachten und begreifen lassen.

Da sind beispielsweise die Treibstoffe: ihre synthetische Gestaltwerdung ist überwiegend nicht erst neueren Datums, doch hat man ihre Darstellung in derart vollständiger und verständlicher Weise bisher noch nicht gesehen. Wobei man gleichzeitig in anschaulichster Form Aufklärung über die gewaltige Bedeutung erlangt, die die Eigenversorgung mit synthetischem Benzin, Öl und Schmierfetten für unsere Industrie, Verkehrswirtschaft und Wehrhaftmachung und damit für das deutsche Volk hat.

Wie sehr überhaupt das Volk als der eigentliche Träger von Idee und Geist der Ausstellung inmitten all dieses Ge-

215



Stahl und Eisen.

Lichtbild: Kubal.

Gemeinschaftshalle der deutschen Eisen- und Stahlindustrie.

schebens steht, ist nicht nur überall zu spüren, sondern hat an manchen Stellen sinnfälligsten Ausdruck gefunden. Am stärksten wohl in der Halle „Stahl und Eisen“ des Stahlwerksverbandes. Denn nicht, wie bisher üblich, sind hier nur die fertigen Erzeugnisse dieser Industrie ausgestellt, sondern die Stahlerzeugung wie -erarbeitung wird in Wirklichkeit vorgeführt. Ist das einmal, als etwas, von dem die wenigsten vorher viel wußten und das nun hier Hunderttausenden auf die eindringlichste Weise bekanntgemacht wird, außerordentlich lehr- und aufschlußreich, so hat es darüber hinaus seinen besonderen Wert, weil Elektrostaht- und Walzwerk, Gießerei und Drahtzieherei, sämtlich in Betrieb vorgeführt, den schaffenden Menschen bei der Arbeit innerhalb seiner industriellen Umwelt zeigen, den Menschen, dessen Schaffens man sich bei Betrachtung fertiger Werkstücke auf Ausstellun-

gen sonst kaum oder gar nicht erinnert. (In diesem Zusammenhang darf gesagt werden, daß nach diesem Vorbild auch in allen anderen Hallen der Ausstellung eine derart sichtbare Verbundenheit von Mensch und Maschine, des Schaffenden und des Geschafften wünschenswert und wesentlich gewesen wäre. So muß es einer zukünftigen Ausstellung vorbehalten bleiben, diese Einheit, die hier sonst nur noch in den Ständen des Handwerks und an der einen oder anderen Stelle vorgeführt wird, zum wesentlichen Prinzip zu machen.)

Daß neben dem oben Erwähnten „Stahl und Eisen“ auch mit einigen Spitzenerzeugnissen von ganz besonderem Ausmaß oder einer ungewöhnlichen Leistung (Hochdruckzylinder von 61 Tonnen zum Beispiel) aufwarten kann, versteht sich bei diesem Wirtschaftszweig ebenso, wie daß auch er in der Reihe der neue Werkstoffe erzeugenden Industrie nicht fehlt.



Deutsche Schmiedeeisenkunst.
Ausgestellt in der Halle „Stahl und Eisen“.

Bild: Kubat.

Stärkste Beachtung fordern und finden die Kunststoffe. Zeigen sie doch auch dem Nichtfachmann, dem unvorgebildeten Laien Ergebnisse, die — obgleich sie geradezu einer Umkehrung seiner Begriffe (Wolle aus Glas, Wolle aus Holz) gleichkommen — in ihrem selbstverständlichen, wenn auch in bezug auf ihre Entstehung geheimnisvollen und märchenhaften Dasein gleichzeitig Fragen seines täglichen Bedarfs beantworten. In dieser Hinsicht ist ja die Kunstseide heute längst kein Erfas mehr, sondern ein vollgültiger und in mancher Beziehung der Naturseide vorzuziehender neuer Stoff; ein Beispiel übrigens, wie bald das — begreifliche — anfängliche Mißtrauen des Publikums gegenüber derartigen neuen Werkstoffen, sind deren Güte und Vorzüge erst einmal erkannt worden, schwindet und sich in ein unbegrenztes Vertrauen verkehrt. So wird es auch mit allen den neuen Textilien dieser Ausstellung gehen, die hier alles, was böse Zungen ihnen vorherzagen zu müssen glaubten, durch die instruktive und nicht beschönigende Art, wie sie vorgeführt sind (Verhalten gegenüber Nässe usw.), Lügen strafen. Und was heute noch mit bedenklichem Gesicht als „Erfas“ angesehen werden mag, gehört morgen vielleicht schon zum begehrtesten Artikel

auch desjenigen deutschen Menschen, dem die Notwendigkeiten des Vierjahresplans und damit das „Gebot der Stunde“ noch nicht so geläufig sind, um nicht schon in Hinblick auf sie diesen neuen Stoffen ihre Liebe und ihr Vertrauen zuzuwenden.

Zusammen mit dem Geiste und mit der Idee, denen, wie diese ganze Ausstellung, jedes ihrer Objekte die Entstehung verdankt, geht die Qualität. Höchste Wertarbeit ist hier zusammengetragen, um die unerschütterliche Absicht des deutschen Volkes, sich seine Zukunft nach seinem Willen zu gestalten, klar herauszustellen. Es kann nicht deutlich genug angemerkt werden: Nicht daß Erfinder und Ingenieure diese neuen Werkstoffe geschaffen haben, ist ausschlaggebend und bedeutungsvoll — denn was schon wäre damit, und nicht nur im Sinne des Vierjahresplans, geschaffen, wenn diese Erfindungen das Kennzeichen so vieler Erfindungen hätten: zwar erfunden, aber im übrigen wertlos zu sein! —, ausschlaggebend sind ihre Güte und ihre Verwertbarkeit, die sie den Produkten, die sie „ersetzen“ sollen, nicht nur gleichstellen, sondern vielfach durch Eigenschaften, die jene nicht besitzen, sogar vorziehen lassen. Insofern sind diese neuen Werkstoffe nicht nur Deutsch-

land, sie sind zuletzt der ganzen Welt geschenkt, die ja auch durch ein solches Mehr an wertvollen und neuen Möglichkeiten reicher wird.

Man denke zum Beispiel an Buna, den synthetischen Gummi, diese vielleicht erstaunlichste „Zauberei“ deutschen Erfindungs- und Entdeckergeistes. Gewiß, es gibt Kautschuk genug, wenn auch augenblicklich nicht für uns; die Welt, so könnte man sagen, braucht kein Buna. Aber wird das immer so bleiben? Würde Deutschland auf die Herstellung von Buna verzichten, wenn ihm morgen Naturgummi in ausreichenden Mengen, und in welcher politischen Lage es auch immer sei, zur Verfügung stünde? Natürlich nicht. Hier diene die Kunstseide nochmals als Beispiel: sie verdankt nicht einem Mangel an Naturseide ihr Dasein und hat sich trotzdem die ganze Welt erobert. Genau so — darf man prophezeien — wird Buna dank Eigenschaften, die es dem Naturgummi gleichwertig und teilweise — Dauerhaftigkeit — sogar überlegen machen, einstmals zu den Erzeugnissen gehören, die in wenigen Jahren aus der Reihe unentbehrlicher Kunststoffe nicht mehr gestrichen werden können.

Freilich liegt sein Herstellungspreis vorläufig noch über dem des Kautschuks. Das ist aber durchaus natürlich bei einer Fabrikation, für die die zu einer Herstellung im großen notwendigen Einrichtungen, Anlagen und Maschinen, erst im Entstehen begriffen sind. Waren die ersten elektrischen Glühlampen nicht nur eine Angelegenheit amerikanischer Millionäre? Und haben sie dann nicht doch die billigere Gasbeleuchtung fast restlos verdrängt? Der augenblickliche Preis des Bunas ist also durchaus kein Argument. Er ist wandelbar und wird sich nach der Menge und Leichtigkeit seiner Erzeugung und nach dem Vorhandensein des benötigten Grundstoffes richten, in diesem Falle der Kohle, die ja in Deutschland im reichlichsten Maße zur Verfügung steht. So daß ein gegenüber dem Naturgummi zukünftig billigerer Marktpreis von Buna durchaus denkbar ist. Womit denn nicht zum erstenmal in der Geschichte der Wirtschaft auf die Verwendung eines Naturproduktes zugunsten seines Nebenbuhlers, der menschlichem Erfindungsgeist seine Entstehung verdankt, mehr und mehr verzichtet würde.

Der freundliche Leser möge diese Abschweifung auf wirtschaftliches Gebiet verzeihen. Aber sie ist nicht ganz ohne

Absicht geschehen. Denn sie gehört mit zu dem, was vielleicht der letzte und tiefste wie der schönste Sinn dieser Ausstellung „Schaffendes Volk“ ist: daß es mit dem, was Deutschland hier für sich und sein Volk, was es für die Stärke und Größe seiner Zukunft tut, gleichzeitig der ganzen Welt die Früchte seines Geistes und seines Könnens schenkt. Sie sind gewissermaßen Ströme, die zwar ihr Bestes dem Lande geben, in dem sie entspringen und durch das sie fließen, aber am Ende doch in das Weltmeer münden.

Zurückkehrend von diesem Ausblick auf ihre weltweite Perspektive, sei von der Ausstellung zusammenfassend noch

gesagt: „Zeigt der deutsche schaffende Mensch in dieser großen Industrie- und Werkstoffschau die erfolgreiche Bekämpfung seines Defizit- und Rohstoffmangels durch Entwicklung neuer Heimstoffe, geben Spitzenleistungen Zeugnis von dem hohen Stand unserer Technik und den schöpferischen Leistungen deutscher Werkmannsarbeit“ (Dr. Ernst Poensgen), so erweist sich der damit ausgedrückte Geist der Ausstellung und ihre Idee gleichermaßen in ihrer großen Siedlungs-, Wohnungs- und Gartenschau. Es ist hier nicht der Raum, auf diesen nicht minder bedeutungsvollen und, von der ästhetisch-künstlerischen Seite aus gesehen, richtungweisenden und zukunftsträchtigen Teil des gewaltigen Unternehmens näher einzugehen. Er verdient eine besondere



Blick in die Schlageterstadt.

Lichtbild: Kubal.

Würdigung, vielleicht in dem eingangs angekündigten Aufsatz über das äußere Ansehen der Ausstellung. Nur sei über ihn noch hier gesagt: Wie nach der deutschen Formulierung „Kraft durch Freude“ zur Arbeit notwendig Erholung und Freude gehören, so wird hier ein umfassender und in seiner äußeren Gestaltung berückender Überblick über die mannigfaltigen Möglichkeiten einer gesunden, zweckmäßigen und angenehmen Wohnweise des schaffenden Menschen geboten.

Mit ihm rundet sich der Ring, der den großen völkischen Gedanken, den wir „Idee und Geist der Ausstellung, Schaffendes Volk“ genannt haben und von dem diese Ausstellung sinnfälligste Darstellung ist, umschließt. Den großen völkischen Gedanken, der das Deutschland Adolf Hitlers trägt und in eine glückliche und schöne Zukunft führt. Und der sich bildet aus den Begriffen: Können und Leistung, Bereitschaft und Einsatz, Größe und unerschütterlicher Wille zu einem würdigen Leben.



Niedersächsisches Dorf.

Holzschnitt von Rudolf Koch.

Ein Buch hilft leben.

Eine wahre Geschichte um Hans Grimms „Wolf ohne Raum“ von Karl Kaltwasser.

Im Herbst des Jahres 1926 war unter der vielfältigen Fracht, die einer der regelmäßigen Postdampfer nach der marokkanischen Küste trug, ein kleines, sorgfältig in Leinwand genähtes Päckchen, das den Namen eines deutschen Mädchens als Absender, den deutschen Namen eines französischen Fremdenlegionärs als Empfänger nannte und das die beiden Bände des Romans „Wolf ohne Raum“ von Hans Grimm enthielt.

Das Mädchen, das dieses Buch auf seinen langen Weg über Land und Meer geschickt hatte, war ein niedersächsisches Bauernmädchen vom Rand der großen Heide und diente in einem guten Bürgerhaus zu Hannover.

Für einen ganzen Monatslohn hatte sie die beiden Bände, deren Inhalt ihr aus dem gekürzten Vorabdruck in einer hannoverschen Zeitung bekannt war, gekauft, um sie nach Afrika zu schicken, an einen Fremdenlegionär, den sie noch nie von Angesicht gesehen hatte, mit dem sie aber seit langem Briefe tauschte.

Der ferne unbekannt Mann war über diesem seltsamen Briefwechsel zwischen Heimat und Fremde ihr Liebster geworden; aber wie hätte es anders sein können, als daß das seither Unerlebte, das damit von ihrer reinen einfältigen Seele Besitz nahm, nicht nur Glück war? Als Lena Düring an einem Comptagnachmittag die Bücher zum Verschicken fertig-

machte, war das, was sie der kostbaren Sendung mit auf den Weg gab, nicht nur Liebe und nicht nur Hoffnung, sondern auch die ganze Not eines bedrängten jungen Herzens.

Der Fremdenlegionär Franz, dem all das galt, die Liebe wie die Sorge, stammte aus einer mitteldeutschen Stadt als guter Leute Kind und war eines Tages weggelaufen von daheim, nicht weil er vor irgend etwas zu flüchten gehabt hätte, sondern weil eine alte Unruhe ihn trieb, wie sie ihn schon oft auf heimlichen Wegen hinausgetrieben hatte, nur diesmal weiter und hoffnungsloser als sonst.

Neben dem Legionär Franz marschierte der Legionär Thomas, der in jungen Jahren schon aus seinem rheinheffischen Elternhaus entwichen war, als er hinter die Mauern einer Priesterschule gesteckt werden sollte. In einem tiefen Drang nach allem Schönen hatte er sich durch Lesen und durch Träumen eine Welt geschaffen, die keine Mauern vertrug in ihrer Unendlichkeit, ihrer unerschöpflichen Bunttheit und Schönheit. In diese Welt glaubte er hinauszulaufen bei seiner Flucht von daheim.

Es war ihm schlecht gegangen; er hatte gehungert und gefroren, hatte unter viel schlimmeren Wirklichkeiten gelitten, als die daheim gewesen wären. Schließlich war er ein Krankenpfleger geworden.

Als Krankenpfleger war er im Kriegsjahr 1917 auf Lenas elterlichen Hof gekommen, um den drei Mädchen, die ohne Mutter mit dem todkranken Vater dort lebten, die Pflege des Sterbenden abzunehmen.

Der Krankenpfleger Thomas hatte an den drei Bauernmädchen vielleicht noch mehr getan als an dem sterbenden Vater. Er hatte ihnen, soweit ein Mensch das vermochte, darüber hinweggeholfen, daß sie in einer Zeit, da ringsum im Lande nur Not und Hunger und Sterben war, auch in ihrer eigenen engen Welt das Schicksal des langsamen Verwaisens tragen mußten. Das war ihm gelungen, indem er an den stillen Feierabenden in die alte Wohnstube des Düringhofes seine eigene Welt einbaute, die aus Büchern, aus Bildern und aus Liedern bestand und die für die Mädchen so ungewohnt, so schön und lockend zugleich war, daß es sie mehr erquickte, als irgend etwas sonst es hätte tun können.

Ja, das war das Werk des Krankenpflegers Thomas, eines Irgängers auf Gottes Erde, gewesen, vom Frühjahr bis zum Herbst des Kriegsjahres 1917. Wie einen Bruder sahen sie ihn vom Hofe gehen nach dem Begräbnis des Vaters.

Als Thomas dann später, nach dem Verlust einer Stellung, kopflos und ohne Hoffnung in die Fremdenlegion geflüchtet war, da hatte sich ein Schrecken über den Düringhof gelegt, der erst langsam gewichen war über einem herzlichen Briefwechsel mit dem Flüchtigen.

Wie einen verheimlichten Schatz trug der Fremdenlegionär Thomas das Andenken an den Düringhof mit sich durch die Qual seines Dienstes und den Ekel einer Gemeinschaft mit Verlaufenen aus aller Herren Ländern. Als dann der Legionär Franz sein Freund wurde, da teilten sich die beiden in ihrer Verlorenheit in diesen Schatz, der eine im Mitteilen des Erlebten, der andere im Einleben in das Unerlebte. Beide hatten sie ja ihre Heimat aufgegeben, und beide übertrugen sie nun das, was seitdem an Gefühl in die Irre ging, auf den Hof am Rand der Heide und auf seine Bewohner.

Es dauerte nicht lange, da gingen auch zwischen dem Legionär Franz und dem Düringhof die Grüße hin und her, und als er später, von seinem Freund eine Zeitlang getrennt, sich mit einem eigenen Brief meldete, da wurde Lena, die Jüngste auf dem Hofe, mit der Antwort beauftragt. Viele Briefe folgten diesem ersten. Schließlich eigneten sie sich nicht mehr für das abendliche Vorlesen am Wohnstübentisch. Es waren Liebesbriefe daraus geworden.

So also war Lena zu einem Liebsten gekommen, den sie noch

nie von Angesicht gesehen hatte und von dem sie zunächst nur wußte, daß Thomas, den sie alle liebten daheim, ihn einen guten Menschen nannte.

Nicht nur dieses aber war anders, als es sonst bei jungen Liebesleuten zu sein pflegt. Es war ja nicht nur eine Liebe, die das junge Mädchen ergriffen hatte — es war eine ganz neue Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit war voller Fremdheit und Schrecken. Afrika hieß die Fremdheit, Legion hieß ihr Schrecken. — Lena weinte oft.

Was sollte Lena anders tun als weinen, wenn sie hörte, daß es keine Menschenqual und keine Todesmarter gab, die in der Legion nicht täglich erlebt wurde; kein Laster und keine Sünde, die dort nicht eine Heimat gefunden habe? Sollte sie nicht weinen darüber, daß dieses Afrika sei wie ein Teufel, der Besitz ergreife von dem Menschen, ihn unsagbar peiniget, solange er ihn in seiner Macht habe, und ihn, wenn er sich übers Meer in die kühle Heimat gerettet habe, immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zu locken wisse?

In dieser Not kam Lena an die Erzählung Grimms vom „Volk ohne Raum“. Von Fortsetzung zu Fortsetzung, wie sie in der Zeitung erschienen, las sie sich hinein in die Geschichte des Cornelius Frieboff. Es hatte ja nichts mit ihrem eigenen Schicksal zu tun, was da erzählt wurde, und war doch wie eine mittelbare Antwort auf das ewige innere Fragen um das Rätsel Afrika.

Hier war Afrika, von Deutschen erstritten und erlitten, erlebt und geliebt, von einem Deutschen geschildert und dem ganzen Volke vor Augen gestellt. Hier war Afrika, in einer schmerzlichen, aber guten und zukunftsweisenden Verbindung mit einem Wurzelland, das nicht weit ablag von Lenas eigenem Wurzelland am Rand der Heide. Hier war schließlich Afrika, nicht als fremde und feindliche Ferne, sondern als eine Heimat, eine mit Leiden erworbene, unter viel größeren Leiden verlorene und nun unsagbar vermischte neue Heimat des deutschen Volkes. Afrikanische Heimat — das konnte es geben und hatte es gegeben! Dann also kaufte sie die teuren Bände und schickte sie fort.

Das leinene Buchpäckchen, um das alle guten Kräfte einer treuen und vertrauenden Mädchenseele schwebten, kam richtig an bei dem Fremdenlegionär Franz. Er hat „Volk ohne Raum“ gelesen, Thomas hat es gelesen und noch mancher andere. Im Tornister sind die beiden Bände mitgewandert, wenn die Legionäre marschieren mußten. Auf Kontinentischen und Wachtstubenprütschen haben sie gelegen, in Lagerzelten und neben Lazarettbetten. Sie haben das Elendsdasein dieser verlaufenen Deutschen geteilt, in Dienst und Ruhe, in Qual und Sehnsucht und Fieber.

Sie haben das Fronndasein dieser Irgänger vielleicht nicht leichter gemacht, aber sie haben das, was ihrer wartete, wenn sie den Weg zurückfanden, mit Glanz und Wärme lockend umgeben. Sie haben gebildet an diesen täglich von Fremde, Feindschaft und tausendfacher Lumperei undrohten jungen Deutschen, indem sie ihnen Deutschland, Deutschtum und deutsche Volksnot so nahe brachten, wie kein anderes Buch es gekonnt hätte.

Drei Jahre noch hat Franz die beiden Bände von „Volk ohne Raum“ mit sich getragen durch alle Mühsal seines Legionärdaseins. Sie steckten auch in dem kleinen Bündelchen, das er unter dem Arm trug, als er auf der Mitte der Rheinbrücke zwischen Straßburg und Kehl endgültig entlassen wurde aus der fremden Fron.

Und als er zwei Tage später auf dem Düringhof erschien, da waren die beiden Bücher die einzige Gabe, die er auf den Tisch zu legen hatte. Sie lagen zwischen den Bauersleuten und dem entlassenen Fremdenlegionär, als sie in der alten Wohnstube saßen und erste Bekanntschaft machten miteinander.



Offenbarung in deutscher Landschaft.

Eine Sommerfahrt von Jakob Schaffner.

Sonderbildbericht für „Das Werk“: Ruth Hallensleben.

(8. Fortsetzung.)

Copyright: Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Die Mark Brandenburg als Landschaft und Schicksal.

Von Hauptstädten.

Die Hauptstadt der Mark Brandenburg ist eigentlich Potsdam. Berlin gehört dem ganzen Reich und hat mit der Mark nur noch allgemein zu tun. Andererseits kann man sagen, daß Potsdam die heimliche Hauptstadt des deutschen Volkes sei, aber in diesem Sinn hat es zwei Hauptstädte; die andere ist immer noch Weimar mit Goethe als Souverän. Der Souverän von Potsdam ist und bleibt der große Friedrich, der Unbedingte, der seiner Zeit vorlebte, wie man die vorgefundenen Aufgaben durch den ordnenden Verstand bewältigt — wenn eine große Natur dahintersteht, die der Seele eines

Volkes Heimat und also in unserem Sinne Landschaft werden kann. Wobei zu bemerken ist, daß Friedrich der Große zunächst doch als streng preußische Angelegenheit voll erlebt wird und nach dem Süden zu an Unmittelbarkeit und Bekenntnisglut verliert. Zwar auch Goethe bedeutet den deutschsprachigen Menschen in der Schweiz nicht das, was die Reichsdeutschen in ihm sehen und erfahren, aber im Reich selber breitet er eine ziemlich einheitliche Helligkeit und Wärme durch alle Zonen aus. Goethe konnte, wie später Bismarck, vom gesamten Volk erlebt werden, während Friedrich zu seiner Zeit ein preußisches Seelenabenteuer war, zu welchem große Teile des übrigen deutschen Volkes sogar feindlich standen. Die Süddeutschen konnten ihn seither übernehmen. Den Schweizern ist er Ausland.



Märkischer
See.

Vom Stil der Mark.

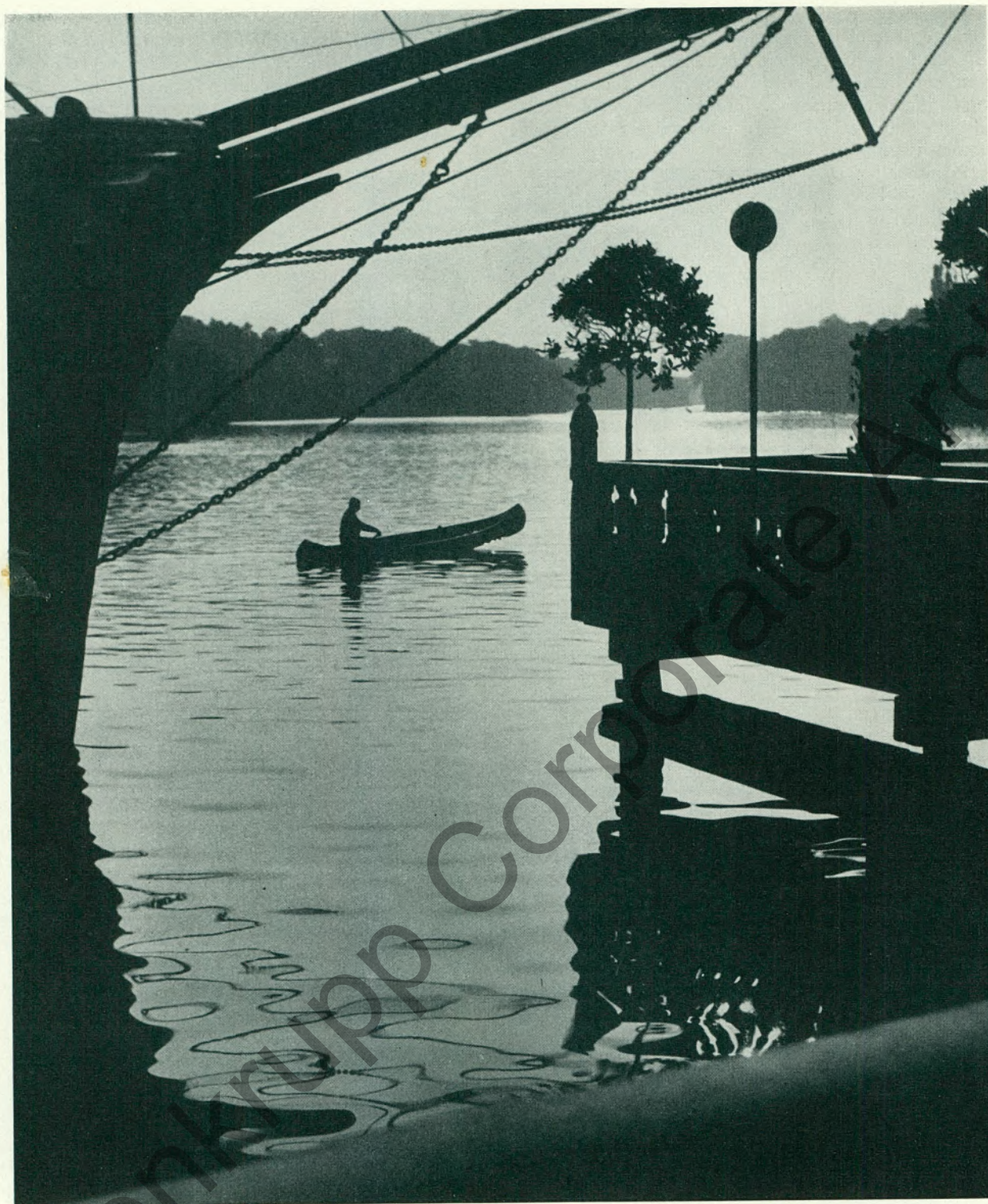
Hier wird es nun unwiderwärtlich und unzweifelhaft nordisch. Sand. Dünenzug. Weiden mit dem leichten, schwarz-weißen Holsteiner Rind. Kiefern. Selten ein Dorf. Ab und zu eine bescheidene Felderfolge. Hier und da eine Heide. Dann wieder Kiefern, Kiefern, Kiefern.

Der Fläming ist eine einsame und ernste Hochebene mit sanft schwermütigen Einschnitten. Weißer Sandboden. Schwarze Kiefern darüber. Eingesprengte gelbe Roggenfelder und blau strahlender Himmel darüber. Kartoffelfelder, die eigentümlich einsam und ernst aussehen: die Hoffnung der Armen und ihr Schicksal. Blaue Niederungen und schwarze Waldhorizonte. Die Straßen mit Laubbäumen eingesäumt, die diese schweigenden Verlorenheiten freundlicher gestalten. In den Waldes-tiefen brennend rote Kiefernstämme, als ob dort das Märchen selber glühte. Da und dort in einer Niederung ein grünes Gebüsch, wo etwas lüchelt und mit Blättern wimmelt. Und immer wieder Kiefern in ausgerichteten Zügen endlos in die blau webenden Hintergründe hinein, in denen der Mittag geistert und der Sommer siedet. Es riecht nach Harz und nach Kiefernadeln. Hier versinkt dein Schritt lautlos im leisen weißen Sand, der immer wieder aus Moos und dünnem Heide-wuchs herausleuchtet. Hier wandert es sich nachdenklich. Hier gibt es weltverlorene Wege und Pfade. Ab und zu ein Rudel Rehe. Einmal hängt ein Raubvogel in der Luft. Einmal begegnet ein Bauernfuhrwerk mit einem Gaul an der Deichsel. Woher kommt er? Wohin geht er? Vorbei. Das Schweigen schlägt hinter ihm zusammen. Kaum hörbar stört der Wind in den Kiefernkronen. Das Leibliche wird klein, die Seele groß, und der Geist beginnt zu suchen und zu schweifen.

Treuenbriegen, ein altes Städtchen mit Toren und einem trotzigem Rathaus. Was war hier doch einmal? Die Arnim und Genossen hatten eine Rebellion gegen den Markgrafen

angezettelt, aber die von Briegen machten nicht mit und bekamen dafür den Adel der Treue für alle Zeiten in den Namen. Damals stand es mit der norddeutschen Geschichte noch so, daß Briegen etwas bedeutete. Heute sehen und begreifen wir darin gerade noch den Charakter einer altmärkischen Stadt: Eine Straße, links und rechts einfache Häuser. Manchmal ein Quergiebel im Dach, der um 1800 herum sich als Landesstil überhaupt durchsetzt. Keine Ausladungen. Der Markt ein genaues Rechteck. Alles in einer strengen Freundlichkeit und einem eingezogen lebenden, stillen Ernst. Eine vorsichtige Behaglichkeit, die nie vergessen läßt, daß das Dasein auf diesem Boden errungen und erkämpft sein will. Hier ist ja nichts üppig als etwa das Heidekraut. Es gibt weder springende Bäche mit wohllichem Laubdunkel, noch dunkelgrünende Täler mit saftigen Wiesen und strogenden Obstbäumen. Das Notwendige ist zugemessen da. Die Schönheit des Lebens muß gesucht werden, und was sich nicht draußen findet, das steht dem Menschen frei, innen drin zu schaffen, im Haus, im Garten, im Herzen und im Geist. Nicht einmal die Steine für sein Haus findet er vor; seine Steinbrüche sind die Lehmgruben. Das gibt von vornherein einen anderen Stil. Mit dem Backstein lassen sich keine großen Ausladungen schaffen. Ein Gefsim von spitz gelegten Steinen, einmal sogar eine Leiste von gebackenen Formen, ein Eierstab oder ein bescheidenes Blattmotiv; das ist aber schon alles, und das gibt es nur an den Rathäusern und Kirchen.

Noch eines muß man hier wissen. Brandenburg heißt ursprünglich Brennaburg, und dies Brennaburg war noch in geschichtlicher Zeit die Hauptfestung der Slawen in dieser Gegend, der Heveller. Eine deutsche Geschichte hat die Landschaft seit 1150, als der erste Uskanier hier Fuß faßte, Albrecht, den sie kaum ohne Grund den Bären nannten. In dieser Mark gibt es Landstriche, in denen die alte slawische Tracht noch



Am Wannensee bei Werder.

getragen wird. Das hat sich mit der Befehung nicht übereilt. Die Askauer hatten hier ihre saure Mühe und ihre Priester und Mönche auch. Die Rückschläge waren häufig, und noch die Revolte des Landadels um Treuenbriezen herum hatte ihren guten geheimen Ursinn. Geschichte. Vorbei. Die Märker sind die besten Preußen geworden und haben zur deutschen Geschichte eine leuchtende Reihe von Namen gestellt. Die Wissenschaft würde noch heute einen erheblichen Prozentsatz slawischen Blutes in der Mark feststellen als Beitrag zu der wunderbaren Tatsache, daß eine Rasse nicht allein von Blut und Boden bedingt ist, sondern mindestens ebensoviel vom Bewußtsein des Menschen und von der Vorstellung, die

VI/27

er von sich besitzt. In diesem Sinn haben die Deutschen alle Aussicht, wenn sie daran gehen, eine deutsche Rasse zu züchten.

Potsdam.

Plötzlich blüht es hell und freudig vor dir auf: die Havel. Wasser. Kanäle. Weite. Unabsehbar webender Himmel im blaugrauen Dunst des Nordens, der allen Dingen seine Stimmung mitteilt. Rähne mit freudigen Farben. Segel. Groß entwickelte Gruppen von Laubbäumen. Du siehst auf den Schlag: das ist Seeklima. Hier hat eine andere Lebensbedingung die Herrschaft angetreten. Das gehört dem Wesen nach noch zum Hannoverland, wenn es auch Brennpunkt der

223

märkischen Geschichte wurde, und wenn auch die Dörfer nach wie vor unerschütterlich märkisch sind. Und dann steigt noch etwas auf, ebenso unerwartet: die Türme von Potsdam. Eine Brücke mit acht steinernen Gardesoldaten. Und dann fährt du ein in den jüngsten deutschen Mythos. Rechts das Stadtschloß, einfach und würdig. Links hinter einer Säulenreihe der Lustgarten mit dem Bronzestandbild Friedrich Wilhelms I., der hier seine Riesengarde exerzierte. Die Garnisonkirche. Das Militärwaisenhaus. Das Neustädter und das Brandenburger Tor. Durch eine geschmackvolle einfache Bürgerstraße zum Bassinplatz mit der Französischen Kirche. Ueber den Wilhelmsplatz nach der Nikolai-Kirche mit der Kuppel. Bereits hat uns der Zauber des Platzes ergriffen. Jetzt kommt es nicht mehr darauf an, dies zu nennen oder jenes zu beschreiben. Trotzdem tun wir es und machen einander aufmerksam. Das Stadtschloß in seiner jetzigen Gestalt trägt den Namen Knobelsdorff, einer der berühmten Tafelrunde, einer, der vom Geist gewürdigt war, eine große Zeit mitmachen zu helfen. Ach, was ist das für ein wunderbares Ziehen in unserer Brust, die Sehnsucht nach Größe und wahrer Menschenschönheit, nach den Höhen und Tiefen des Lebens und den stolzen Offenbarungen. Wohl dem, der nicht erschrickt und nicht den Gott in sich verleugnet, wenn dann vor seinen Augen eine solche Zeit anbricht, um sein

Behagen zu stören und Opfer von ihm zu verlangen. Diese Stadt enthält keine baulichen Ungeheuerlichkeiten wie den Kölner Dom oder das Würzburger Schloß. Es ist eine stille, ausgewogene Residenzstadt mit gut im Verhältnis stehenden, aber weiter nicht auffallenden Häusern, sauberen, bequemen Straßen, einem gewissen anständigen Behagen, kühl, ein wenig vornehm, aber ohne jeden Aufwand, eine Stadt für höhere Verwaltungsbeamte und Offiziere. Hier liegt wie in Weimar alles im Geist und im Bewußtsein. Hier ist jeder Stein Bedeutung und Erinnerung, Geschichte und Mahnung. Es ist, als ob man keinen Moment vergessen könnte, daß dort

in dem schlichten Bau der Garnisonkirche einer der größten deutschen Menschen zur Ruhe gekommen ist nach einem langen, schweren, ruhelosen Leben. Und er ruht neben seinem Vater, einst seinem erbitterten großen Feind, der mit Todesgedanken gegen ihn umging, und dessen getreuer Erfüller und Vollender er wurde im tiefen Gehorsam gegen den Geist und gegen den

höheren Befehl, der ihn mit dem Moment erfaßte, als er den Thron bestieg.

Gehen wir nun still und von Erinnerungen bewegt hinaus nach dem schönen Stück Erde, das er sich in seinen guten Tagen gestaltet und zu einer einmaligen Köstlichkeit aufgeschaffen hat: Sanssouci. Ein schöner weiter Park empfängt uns. Alte Bäume. Grüne Rasen. Gepflegte Wege.

Marmorstatuen.

Springbrunnen.

Stille. Wohltätige, vornehme Einsamkeit. Liebe. Geist. Der letzte Geschmack seiner Zeit. Die Eleganz des Jahrhunderts, die hier ein preussischer König schönheitsüchtig aus dem märkischen Boden zauberte. Französisch und doch freigelassen, nicht überstilisiert. Englisch und doch in Wirkung gebunden. Man kann hier nicht an Golf oder andere vornehme Sports denken. Alles ist auf den einen Menschen bezogen, dem es zu dienen hat, der sich selber den ersten Diener des Ganzen nannte, der sich hier aber königlich von der puritanischen Geschmacks-einfalt und vom Exerzierstil freimachte.

Das ist aber der fundamentale Unterschied

zwischen ihm und dem glänzenden französischen Königstiger in Versailles, der den Anspruch geltend machte, das Ganze in eigener Person zu sein: die Grenzen seines Volkes hat er nirgends verlegt. Es ist auch der Unterschied gegenüber dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, August dem Starken, dessen Gründung so schnell verblühte, wie sie aufschloß. Hier war es weder die Willkür noch der gewaltig ausgenutzte einmalige Zufall, der geschaffen hat, sondern der Geist dieser Landschaft, der Mühe heißt, Ernst, Gründlichkeit, jener Fleiß, den Goethe zum Genie zählt, das Nichtnachlassen, das aus dem Sand Paradiese zaubert, die zähe Liebe, die mit dem Recht durch Wasser und



Die Mühle von Sanssouci.



Am chinesischen Teehaus im Schloßpark von Sanssouci.

Feuer geht, eine still treibende Sinnlichkeit, die nie den Zweck aus den Augen verliert, ein Verständnis für den Eigenvorteil, der unausgesetzt mit dem Gesamtnutzen ausgerichtet ist, Leidenschaft für Schönheit, die sich der Generalidee unterzuordnen hat — und das eigentümliche Ganze, das sich hier ein Fest schafft. Das ist märkisch, und das ist hohenzollerisch im allerbesten Sinn, in jenem nüchtern-begeisterungsfähigen Sinn aus welchem die eindrucksvolle Reihe von starken Fürsten- und Führernaturen hervorgegangen ist, vom Großen Kurfürsten bis auf Wilhelm I. Ihre Begeisterung war kalt, ihre Nüchternheit warm belebt. Man sagt, daß die Hohenzollern ursprünglich aus dem schweizerischen Graubünden stammen; das

würde in dieser Charaktermischung manches erklären. Aber wenn überhaupt darin ein Jürg-Jenatsch-Einschlag ursprünglich zuckte, etwas von jener Zähigkeit und Unberechenbarkeit, dann hat die märkische Armut und Einsamkeit sie ihnen gründlich ausgetrieben. Diese Landschaft hat eine ungemein erzieherische Kraft.

Jetzt steigen wir die hohe, noble Freitreppe hinauf. Sie führt zu einem König, auf den die Augen der Welt blicken, aber es ist ein König in der Mark, der seine Pfirsiche hinter Glas zum Reifen bringen muß; die Freitreppe mit ihren sechs Terrassen ist zugleich eine Gärtnerei. Das einstöckige Schloß in harmonischer Gliederung. Französischer Grundriß und preußi-

sches Kokoko. Eine Reihe von hochfenstrigen Edelmannsalen. Parkett. Kokostuffatur. Schimmernde Kronleuchter. Bilder. Möbel aus der Zeit. Ohne ihn könnte es ebensogut der Sommeritz eines reichen Grundherrn von Geschmack sein, und ein reicher Fabrikant von heute hätte es sich kaufen können. Aus diesen Fenstern hat er grübelnd und planend über seinen Park und die Stadt hinweg in die ziehenden Wolken gestarrt und sein schweres Schicksal befragt. Er wußte, was die Stadt wert war mit allen Menschen darin. Verlassen konnte er sich auf seine Soldaten und Offiziere. Ein ungeheuerlich hartes und einsames Leben ist hier gelebt worden, ein Leben voll Entsaugung, so geistig schwelgerisch es scheint begonnen zu haben, voll Verlassenheit, voll von geheimen Verzweigungen, voll königlichem Gram über die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wollens, am Ende voll Menschenverachtung und kältester, allerletzter Überlegenheit, aber bis zum letzten Atemzug getragen von einem unverbrüchlichen Pflichtgefühl, einer heiligen Treue zu seinem Werk, einer hochherzigen Sorge für sein Volk und von einem jeden Moment erschütterungsfähigen, schicksalhaften Verbundenheit mit diesem stillen, strengen, fargen Land, dessen größte Schönheit seine Wälder und seine Seen sind.

Lebensstimmung der Mark.

Man soll auch daran denken, daß dieser Mann ein verblüffend unabhängiger Freidenker und Heide war. Die edelste, stolze und reichste Frucht dieses Stammes war bewußt atheistisch. Sein Vergängliches liegt in der Garnisonkirche begraben; das auch durch ihn nicht erschütterte Landesbekenntnis hat ihn zurückgeholt, sobald er die schrecklichen Augen geschlossen hatte, und hat viel schöne Worte über seinem Sarg gefunden. Er aber hat seine Schlachten geschlagen im Sinn der großen heidnischen Feldherren, die er als seine Vorfahren betrachtete. Seine Politik hat er gemacht jenseits aller christlichen Bewußtseinsinhalte und Verbrämungen, kraß realistisch und sachbesessen. Als er starb, hinterließ er eine europäische Position für Preußen, eine deutsche Volksverheißung und eine schneidende moralische Frage, um die sich die offizielle Geschichtsschreibung und Ethik bis heute herumgewunden hat. Aber ein Land hat unendlich viel Zeit, und ein Volk kann warten. Zum Gefühl dieser Landschaft gehört auch die Erinnerung daran, daß das Dritte Reich den Schwur seiner Geburtsstunde bei eben diesen Gebirgen abgelegt hat in einem Geschichtssinn, der über den Friedrich der Preußen zum zweiten Friedrich der Hohenstaufen zurückgeht und noch weiter.

Geschrieben und gesprochen hat er französisch, der Preußenkönig, gehandelt hat er preußisch und nur preußisch, wie es die Landschaft von ihm forderte. Denn von allen Landschaften ist sie vielleicht die unbestechlichste. Stärker als irgendein Geist in ihrem Bereich ist immer noch der ihre: nüchtern wie ihre sandigen Felder, klar wie ihre Seen, übersichtlich wie ihre Ebene, kühl und schweigsam wie ihre Wälder, sparsam mit der Innigkeit wie ihre Flora, immer ein wenig geheimnisvoll wie ihre webende Atmosphäre und leidenschaftlich ausbruchbereit wie ihre Himmelserscheinungen und ihre Frühlinge. Der Anstand in ihrer Armut, die Schönheit in ihrer Weltverlorenheit, die Kraft ihres Selbstgenügens in Entbehrung, die Willigkeit zu Kultur und Leistung, die Fähigkeit zu jeder geschichtlichen Richtung, wenn sie zweckvoll angefaßt wird, ihre Eindeutigkeit und strenge innere Sammlung, ihre Verborgenheit: das alles zusammen gibt für eine arme, entbehrende, tatenbereite junge Generation, die anständig, fruchtbar und groß angefaßt sein will, gerade den richtigen Rahmen, die Heimat gestählter Körper und schöpferischer Seelen.

Hier läßt es sich gut schwören und das Beschworene in die Wirklichkeit hineinreifen. Hier läßt es sich warten, Geduld üben, bereit sein, sich auf den Punkt sammeln. Hier wirst du nicht durch Uppigkeiten abgezogen, durch ein Unmaß von historisch Gewordenem erdrückt, durch Bildungsinhalt ge-

schwächt. Hier herrscht noch eine frühe, kühne, unbefangene Voraussetzungslosigkeit. Du kannst es so machen, oder du kannst es so machen, und Zeit zum Durchdenken hast du auch im langen düsteren Winter. Es gibt genug Landstriche in Deutschland, in denen man sich auch in schlechten Jahren die Zeit vertreiben kann. In der Mark Brandenburg gibt es wenig Zeitvertreib. Du mußt es sehr darauf anlegen, um eine Ablenkung zu finden von dem einen, was brennt, was not tut, was unbedingt, unabwendbar einmal doch sein muß. Besser fühlst du dich hier, wenn du dabei bleibst. Es tut nicht gut, in dieser Landschaft ein Scharlatan zu sein. Der Ritter, der mit Windmühlen kämpfte, ist nicht hier geboren worden. Hier haben die Geister so verwünscht scharfe, kühle Augen. Lumpengesindel kann einmal aufkommen wie überall, aber es hält sich hier nicht auf die Dauer. Sichtbarer und fühlbarer als anderswo gehen hier die Toten zwischen den Lebenden um, und sie sind neuer; sie sind nicht so ungeheuer großtot und mächtig, schon zeitfern wie die Toten der Hohenstaufenzeit. Vom Großen Kurfürsten an ist bereits alles helle, ganz klare, erschreckend unmittelbare Gegenwart mit allen toten Generalen, Ministern, Städtebauern, Gelehrten, Philosophen, Künstlern und Dichtern, ob sie Märker waren wie Fontane und Kleist, oder ob sie die Mark als zweite Heimat und Arbeitsfeld fanden wie Tausende von anderen, die von ihr ebenso Prägung erhielten, wie sie ihr Prägung zurückgaben.

Ach, es ist ja, mit den verwöhnten Augen eines fremden Reisenden gesehen, ein Nichts von einer Landschaft, des Römischen Reiches Erz-Streusandbüchse, wie Karl V. sie nannte, ein Hungerland, wenn ihr wollt, Sand und Wasser, wer kann da leben. Noch einmal zu betonen: Es ist ein Land, in welchem alles gemacht werden muß. Also gibt es wenig Länder, in denen es sich besser schafft, in denen man leichter und freier wächst, wo du selbstverständlicheren Spielraum zur Entwicklung findest, wo die Horizonte reichen, soweit dein Blick reicht, und dahinter kannst du noch fühlen und ahnen, so weit die Unendlichkeit sich dehnt, das ist dir ganz unbenommen, da redet dir kein Vettermichel drein, das hängt ganz von deiner eigenen Fähigkeit zur Weite und Größe ab. Aber was du tuft in diesem Land, was du schaffst, gestaltest, was du anerkannt haben willst, das muß Hand und Fuß haben, das muß absolut „richtig“ sein — nicht in einem kleinen lokalen Sinn, sondern im Ursinn eines nach allen Seiten offenen Mittelraumes, in welchem nur das gut und gründlich Gemachte Bestand hat und anderes tragen kann, und im Übersinn eines Kraftfeldes, wo jeder schiefe oder oberflächliche Ansatz unabsehbaren Schaden stiftet. Größe? Ja, leidenschaftlich gern, aber eine Art von erakter Größe. Lebensmacht, aber ziemlich genau berechnete Macht. Auch Urgehalt, immer her damit, wir wissen sie einzustellen in das Volkstriebswerk, aber gestaltete Urgehalt, vor-geformte, sinnvolle.

Damit, liebe Kinder, wollen wir besonnen vorangehen ins neue Zeitalter. Haben wir nichts von Hause aus, so sind wir die rechten Leute, um etwas auf die Beine zu stellen. Es gibt keinen größeren Menschenfresser in Europa als die märkische Landschaft. Auch das gehört zu ihrer Hungerigkeit und Armut. Hekatomben hat sie verschlungen und ist doch nicht fett und nicht einmal satt geworden. Sie ist unerträglich von Natur. Unabsehbare Heereszüge von Namenlosen hat sie aufgefressen und verwendet, scheinbar spurlos, aber sie leben im Gesamtwerk weiter. Viele hat sie ausgespien, die anderswo sich wichtig machen konnten. Die Namen derer, die sie als echte Söhne und Töchter anerkannt, die sie geschlagen, gemartert, gestachelt, gereinigt und gesteigert hat, aus denen sie Leistungen herauszupressen wußte, Gestaltungen in ihrem Sinn, geistgeladene Realitäten, Entfaltung von kraftspendender Sinnlichkeit, Glaubensbekenntnisse — diese Namen kennt das ganze deutsche Volk. Ganz gleichgültig, aus welcher Himmelsgegend sie ursprünglich stammen: künftig gehören sie zum geheimen Orden der Landschaft.



Der Dom.

Berlin.

Wir fahren in Berlin ein, die meistgescholtene Stadt Europas. Vier Millionen Menschen wohnen hier auf einem Haufen beisammen. In der Größe der Weltstädte nimmt sie den dritten Rang ein, als festländische Industriestadt den ersten, im Tempo des Wachstums hat sie in Europa keinen Vergleich, auch nicht in der Arbeitsleidenschaft, im Ehrgeiz, in der Organisationsfähigkeit und in der Kräftepannung. In anderen Hauptstädten werden die Umtriebe gegen dieses Land ausge-

heckt und die internationalen Verschwörungen zu seiner Niederhaltung geschmiedet, aber hier schlägt das Herz Europas, das spürst du, sobald du in den Bereich dieses Kraftfeldes kommst. Hier, auf diesem Boden, wird um das Schicksal des Kontinents gekämpft, gelitten, gewartet, geglaubt, mit Blut und Tränen gedichtet. Hier wird die Schlacht des Jahrhunderts weiter geschlagen. Hier wird die europäische Zentralfestung belagert, berannt, mit Feuer und Giftgas angegriffen, angebohrt, blockiert. Hier wird es entschieden werden, wie der europäische Kontinent in der kommenden Epoche aussehen soll.



Läufergruppe an der Heerstraße.

Einen machtvollen Arbeitsrhythmus reden die Kenner ihr nach. Das ist noch nicht das Wesentlichste. Das Wesentlichste ist die gewaltige geschichtliche Hochspannung und die abgrundtiefe Stimmung von Schicksal, die diesen riesenhaft bebauten Sandplatz beherrschen und zum Zankapfel der Welt machen. Die Bedeutung macht es, und die ist vom Geist abhängig. In diesem Geist ist etwas, das die Welt beunruhigt und sie nicht mehr schlafen läßt. Sie glaubte die europäische Frage nach der Balkanisierung Europas so gut geordnet zu haben. Jetzt steht sie mit Schrecken und tiefstem Verdruß, daß die innerwohnende Ordnung sich anschießt, fast wortlos über die Verhaue von Versailles hinwegzuschreiten, um gerade das zu schaffen, was man verhindern wollte. Hier wird der Plan der Geschichte geklärt und der Wein der Zukunft gekeltert. Hier wird man standhalten, vom ganzen Weltchor des geschichtlichen Spießertums gescholten, von den „Freunden“ belehrt und gewarnt, von den Feinden mit dem Tod bedroht, aber man wird standhalten, weil das große, führende, tragende „Es“ gebieterisch das Standhalten fordert.

Dieses „Es“ ist die vielbesprochene „Anschauung“, die über dem Land nun steht wie der Stern über dem Wunderort der Verkündigung, unverrückbar, prophezeiend, befehlend, still be-

geisternd und hinanweisend nicht zu dem, was des Eines oder des Andern ist, sondern zu dem, was die Sache aller ist, aller Menschen in Deutschland und aller Völker in Europa. Das ist es ja, was dieser geschichtlichen Neuformierung die unerschütterliche Stellung gibt: daß man sich mit allem in allen fühlt. Man weiß es sicher und tief wie sein eigenes Leben, daß die Gesundheit und Kraft Europas von der Gesundheit und Kraft Deutschlands abhängt. Man weiß, daß nicht Frankreich oder Italien oder Rußland dem Kontinent die Form und die Sicherheit der neuen Entfaltung geben können, sondern nur Deutschland. Das ist einfach und nüchtern gedacht, so heiß es sich anfühlt und so gefährlich es sich manchmal in den Geistern spannt. Daß dies Fühlen und Denken nichts mit Hohenstaufen träumen oder mit machtsüchtigen Umtrieben der modernen Politik, die bereits die Politik von gestern ist, zu tun hat, das spricht jedem Einsichtigen für sich selbst. Wer nicht glauben will, weil sein Egoismus es nicht zuläßt, mit dem hat auch das Streiten keinen Sinn. Alle öffentlichen Aufklärungsversuche des deutschen Rundfunks sind zur Wirkungslosigkeit verurteilt. Es gibt nur eine Großmacht, die ehrlich, unaufhaltsam und erfolgreich für dieses geschichtliche Ideal arbeitet: Die Zeit.



Kloster Chorin in der Mark.



Der Werbellinsee in der Schorfheide.

Die schöne Mark.

Welcher Fremde kennt die Mark? Wer weiß mehr von ihr als das Wort von der Sandstreibbüchse? Wer ist über den Brunewald hinausgekommen? Die Mark ist grün. Die Mark hat Felder, Wiesen, Acker, Dörfer mit Edelobst, Bienen, Beeren und Blumen. Sie hat tiefe, stille Wälder, dazu die charakteristischen Birkenalleen, Heiden, Wasserläufe, Kanäle — und Seen, Seen, Seen. Wir haben sie durchwandert in jungen Jahren, viele Tage lang und Jahr um Jahr, immer wieder. Der bekannteste davon ist der Werbellinsee mit der Schorfheide, einem urwaldähnlichen Forst mit riesenhaften Eichen und Buchen zwischen Nadelhölzern, zwei Mann hoher Wacholder, stumme, schwarze, unbewegliche Flammen, die ganzen Gegenden ihren seltsamen Charakter geben — der Nachandel des Märchens —, Heidegestrüpp mit morschenden Bäumen, und Damwild rudelweise. Dort haben die preussischen Kronprinzen ihre Flitterwochen verlebt. Links von unserem Weg grüßt der Waldsaum herüber; den See kannst du nicht sehen, weil er tief verborgen im grünen Schoß liegt.

Dicht hinter Eberswalde liegt das Kloster Chorin, das Kleinod der Mark. Welcher Fremde kennt es? Vielleicht überhaupt das Kostlichste, was Deutschland an Kloster ruinen besitzt, und das ist nicht wenig. Gebaut um 1300 im frühgotischen Stil als Zisterziensersiedlung inmitten der slawischen Wenden. Nach der Reformation aufgehoben und nutzbringend verpachtet. Die Märker waren immer Realpolitiker. Der Dreißigjährige Krieg ließ die Kirche unzerstört. 1661 hat man

sie auf Unordnung der Fürstenschule in Joachimstal abgedeckt, und damit begann der Zerfall. Nach 1662 wurde darin Gottesdienst gehalten. Jetzt ragen diese himmelanstrebenden Mauern, Fenster und Pfeiler gewölblos empor, unendlich, unbeschwert, zeitlos und wunderbar zwecklos. Man hat ein einfaches Dach darübergelegt, um den weiteren Zerfall aufzuhalten. Hier ist reine Backsteingotik. Das ungemein ziervolle Maßwerk besteht ebenfalls aus gebackenem Stein. Leisten aus überdeckgestellten Ziegeln. Zwei Reihen einfacher Pfeiler laufen ernst und stillbeschwingt auf den Chor zu. Sie tragen Mauern mit hochgestellten Oberfenstern, durch die das Licht des Tages frei hereinbricht. Auch Regen und Schnee haben Tag und Nacht ungehinderten Zugang ins Innere. Im Chor stehen heilig und hoch wie Erzengel sechs Fenster nebeneinander, die die ganze Höhe des Baues einnehmen. Einen Boden gibt es in dieser Kirche nicht mehr; dein Fuß geht über den stillen, weichen Sand.

Draußen rauschen die Bäume. Draußen singen die Vögel. Draußen brennt die Sonne hernieder. Draußen braust die Zeit weiter. Hitler ist von Westfalen schnurstracks nach Bayern geflogen, um die Meuterer stehenden Fußes zu richten. Die Welt wird sagen, daß es nicht mehr Brauch sei, das Amt des höchsten Befehlgebers und des höchsten Vollzugsbeamten in einer Hand auszuüben. Sie wird noch mehr und Schlimmeres sagen. Ich stehe hier zwischen diesen stummen, schönen, vornehmen Zeugen aus einer Zeit, die unbedingt und gesteigert zu leben mußte, und sagte zu mir: „So ist in Deutschland seit



Der Wannensee.

den Zeiten der Staufenkaiser niemand mehr aufgetreten.“ Eine uralte Haltung und Gebärde erscheint wieder. Aber die Folge, die man einer Handlung zu geben vermag, sie wird entscheiden, was sie war.

Hier ragen die Wände, Pfeiler und Fenster aus alter deutscher Zeit. Hier schweigt mich der Geist eines längst vergangenen starken Geschlechtes mächtig an. Die einen haben groß gehandelt, die anderen haben groß gelitten. Wo ist heute ein solches Streben zu sehen? Ich bin nicht interessiert am Vorteil irgendeiner einzelnen Nation. Frankreichs Sicherheit ist nicht die Sicherheit Europas, sondern wahrscheinlich das Gegenteil davon. Ich hoffe für Deutschland Europas wegen. Ich bin gegen alle intriganten Greise, Europas wegen. Ich bin gegen die vorsichtig gedeckten Verbrecher, Europas wegen. Ich glühe und glaube mit der Jugend Mitteleuropas, Europas wegen. Der wildstarke, kühne, rauhe und schöpferische Naturimpuls des Nationalsozialismus: Europa braucht ihn.

Rings um diesen wunderbaren Platz rauscht der weite Wald. Im Wald singen Mädchen. Sie sitzen im Kreis und singen von der neuen Zeit und von ihren Hoffnungen.

Im spitzen Winkel gehen wir westlich von der Stettiner Straße ab und halten am Finowkanal entlang durch Kiefernwälder über die Sommerkurorte Löwenberg und Neu-Ruppin auf Rheinsberg zu. Chorin mußte sein, und Rheinsberg muß sein. Seen, Sümpfe, einmal kommen wir über die Havel, Niederungen, Wasserläufe. Diese Havel war vor einigen Jahrzehntausenden ein alles bedeckender See, eine Lundra mit Sumpfwäldern. Der Elch hauste hier, Biber und Fischotter, und nicht einmal der Bär hatte Zugang zu diesen unab-

sehbaren, todestraurigen, schauerlich einsamen Wasser- und Baumwüsten. Auch jetzt gibt es noch genug Sümpfe und Moore, aber sie sind beherrscht und werden in Zaum gehalten. Sie werden zudem im Zug der Neusiedlungen von Jahr zu Jahr kleiner, werden drainiert und kanalisiert, und überall starren die hinterlassenen schwarzen Löcher der Torfgewinnung.

Aber heute ist alles lieblich grün, von Menschen bevölkert, von Vögeln überflogen, von Wild durchheilt. Stille, kühle Seen zwischen dunklen Kieferwäldern und weißen Birken, alles ein wenig herb und sozusagen jugendlich mager und von einer strengen Holdseligkeit, die keinen je wieder läßt, der sie einmal an sich erfahren hat. In all dem liegt Rheinsberg am Rhin mitten drin, eine Innigkeit mit dem Schemen des traurig einsamen jungen Mannes Friedrich, dem nachmaligen Großen, der dort sein herbes, frühes und streng holdseliges Leid durchgelitten hat, bis er den Weg ins allgemeine Leben fand. Ein bescheidenes, hübsches Schloßchen, zu dem du am besten nach langer, versunkener Wanderung gelangst, um davon weiterzuwandern, du weißt eigentlich gar nicht recht, wohin, immer durch Wälder und an Seen entlang durch weiße, kühl zärtliche Birkenalleen. Alles ist duftig und voll Atmosphäre und Phantasie.

So entläßt uns der gleiche Name aus der Mark, der uns empfangen hat: immer Friedrich, den sie den Großen nennen. Der Geist der Erde lasse nicht von dir, du stilles, strenges Land, sondern erwecke auf deinem Boden den Mann, der für Europa sein wird, was Friedrich für Preußen war.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Dienst des Bauern.

Von Josef Martin Bauer.

Auf der Pariser Weltausstellung 1867 wurde deutsches Getreide gezeigt, das beinahe ein halbes Jahrtausend früher, im Jahre 1427, im „Kleinen Kasten“ der Herzogsburg zu Burghausen eingelagert worden war. Wir wüßten nichts um Alter und Herkunft dieses Getreides, wenn nicht ein Bauer bei der dienstbaren Arbeit, die er auf der Herzogsburg für den Landesherrn verrichtete, das Jahr auf einem Trägerbalken angeschrieben hätte. Vielleicht aber ist diese Jahreszahl gar nicht so seltsam und wichtig, vielleicht ist die Weisheit des gereimten Bauernspruches, in den die Jahreszahl verflochten ist, für uns alle wichtiger als die kostbare Seltsamkeit alten Getreides.

Vierzechen Hundert zwainczig siben
Im diennen dieß Getraidts geschriben.
Rhein Haut noch har an jenen mehr
Die diß Getraidt gedient hieher.
Sellig ist der Ackersmann,
Bill selliger ders behalten khann.

Der fremde Mensch versteht es nicht sogleich beim ersten Überlesen, was hier über fünf Jahrhunderte hinweg zu ihm und zu allen Menschen gesagt wird. Denn die Menschen, die vorübergehen und dies staunend lesen, wissen vielfach nicht mehr, was es um das Getreide ist, was es um den Bauern ist, der sein bescheidenes Leben der ewigen Folge von Saat und Ernte verschrieben hat und hier erschüttert die Kleinheit des eigenen Lebens erkennt.

Man muß mehrere Male darüberlesen, um auch das zu verstehen, was ungeschrieben, ehrfürchtig verschwiegen, zwischen den Verszeilen steht. Dann spürt man vielleicht, wie der Boden der Zeit unter uns weggezogen wird, wie unser Augenblicksdaßsein, unsere einmalige Wichtigkeit, unser allzu geschäftiges Sorgen bedeutungsarm werden will vor solchen ewigen Begriffen.

Kein andeutendes Wort der Klage steht dabei, kein Aufmurren gegen den Herrn, der dem Bauern das Getreide abverlangt und es hier zu sinnlos erscheinenden Stapeln häuft. Der Bauer aus dem Burghäuser Grenzland hat nur aufgeschrieben, daß er hier eine harte Schuldigkeit erfüllt hat, daß er im Jahre 1427 Getreide eingedient hat in den herzoglichen Kasten, daß das Getreide bestimmt war für eine spätere Zeit, irgendwann, für eine Zeit der Not, der Wehr, des Hungerns vielleicht, für eine Zeit, die sich des Getreides erinnerte, weil das Getreide ja für immer da ist, die sich aber des dienstbaren Bauern nicht mehr befann, weil der bis dahin längst tot und begraben war, Haut und Haar gelöst von den harten Knochen, die hier Saß um Saß über die steile Treppe getragen hatten.

Da klingt nun das Wort vom Dienen gar nicht bitter und knechtisch. Denn der Bauer wußte um den tieffsten Sinn seines Dienstes, der so groß und so ungeheuerlich war, daß der Mensch erschüttert die Kleinheit seines eigenen begrenzten Lebens spürte und den daraus erwachsenden großen Glauben an die Balkenwand schreiben mußte. Die drei Doppelzeilen, die fast zusammenhanglos nebeneinanderstehen, gehören doch eng und innig zusammen zu einem Gedanken, der den Sinn des ewigen bäuerlichen Dienens anerkennt, der die kleine Lebenszeit am Ewigkeitsmaß des Getreides mißt und in einem Wort tapferer Bejahung dieses dienende Bauernleben, das uns freudlos und arm erscheinen möchte, ein seliges Leben nennt.

Wer von uns anderen Menschen, die wir unser Leben alle für so wichtig halten, bringt in einer ähnlich ernsten Bestimmung genug Wahrhaftigkeit auf, um Tun und harten Ablauf unseres Lebens selig zu nennen? Wir haben nicht mehr

gelernt, mit dem Maß des Bauern die Zeit und unser unwichtiges Leben einzumessen. Wir klagen allzugerne über unseren Dienst am Leben, daß er hart sei, freudlos, arm an Erfolgen, und wir wissen unser bescheidenes Tun nicht mehr so wie der Bauer anzulegen an die großen Dinge, denen wir dienen. Dabei aber sind wir doch in allem, im Leben, im Staat, in der Gemeinschaft, im Schicksal des Volkes, erst die zweite Hand, wir dürfen das, was der Bauer an seinem ersten Platz im Volk schafft und baut, höher bauen und vergrößern und an alle vermitteln. Wir haben es doch leichter. Wir sind die, denen der Burghäuser Bauer in seinem Balkenspruch die größere Lebensseligkeit zuspricht, weil wir das vom Bauern Geschaffene behalten dürfen. Und das ist nicht bloß das Korn für den Hunger und die Milch für unsere Kinder, das ist genau so der Mensch, der aus dem Überschuß der Dörfer kommt und unsere Städte reich macht, das ist der Soldat, den die Bauern stellen, das ist auch die Sicherheit, in der wir weiter unsere Arbeit tun können, weil vorne an den gefährlichsten Plätzen lauter Bauern stehen, die mit den Kornfeldern eine festere Grenze um das Reich ziehen können als wir mit den sichersten Festungen.

Es ist bloß gut, wenn wir so zu dienen lernen, wie die Bauern dienen: nicht auf die befristete Zeit eines kleinen Lebens bauend, nicht in kleinsten menschlichen Zeiträumen denkend, sondern einer Aufgabe verschrieben, die genau so wie das Kornbauen in die Ewigkeit hinein weiterführt, solange es überhaupt noch Menschen gibt, die das Getreide aus der Hand der Bauern nehmen und für das Volk behalten und dem Leben aller dienstbar machen können. Manchmal darf es auch über uns so kommen, daß wir erschüttert in das Weiterwachsen unserer Arbeit schauen, daß wir uns selbst darin sehen als ein ganz kleines Stück Zeit und Pflicht. Und wer je einmal glaubt, er sei um seiner Leistung willen größer gewachsen im Wert und im Ansehen als ein Bauer, der möge wissen, daß er nicht größer sein kann als ein Bauer, nur seliger als jener Mensch, der die Welt erst zurechtbereiten muß, damit wir auf ihr unsere andere Zukunft bauen können.

Im Auswägen dessen, wie jeder sein Teil Ewigkeit tragen darf und tragen soll, wollen wir nicht ungerecht sein zum einen oder zum anderen. Wir möchten nicht mehr, daß der Bauer, der dem Namen und seiner persönlichen Leistung nach vergessen wird, auch als Bauer vergessen werde, daß man seinen Platz nicht mehr weiß und das selige Werken verachtet. Wir möchten auch nicht, daß schreibende Vermessenheit alles wertlos zu machen versucht, was Städte baut und Handel treibt und sich in anderen Kleidern trägt. Denn der andere, der vom Bauern nimmt und aus dem Werken des Bauern erst etwas zu schaffen weiß für alle anderen, ist nicht schlechter und nicht weniger der Achtung wert. Nur muß er immer wissen, was wir alle dem Bauern schuldig sind, und wenn es nicht mehr wäre, dann doch jenen ungeheuren Glauben, der die Bestimmung für die ewige Zeit anerkennt, das eigene Leben geringachtet, dem Brot gehorsam ist und den Mut besitzt, dieses Leben endlosen Dienens eine selige Dienstschafft zu nennen.

Dann finden wir daraus für uns und für unser Verhältnis zurück zum Bauern das rechte Maß, dann glauben wir auch vielleicht so treu und ehrlich, wie der Burghäuser Grenzbauer geglaubt hat, der das Sterben an den Balken geschrieben und mit dem Korn das Leben eingedient hat in den Speicher, aus dem das Volk in der hungrigen Zukunft essen sollte, um Volk zu bleiben und selig zu sein im Nehmen und Behalten.

Stahlschmuck.

Von Otto Vogel und Herbert Dickmann.

Motto:

Glorreiche Waffen giebt das Eisen;
In Künsten schafft es Schmuck und
Nutzen.

Die Eisenarbeit segne Gott.

(Gusseiserne Neujahrskarte d. Königl.
Eisengießerei Berlin 1817).

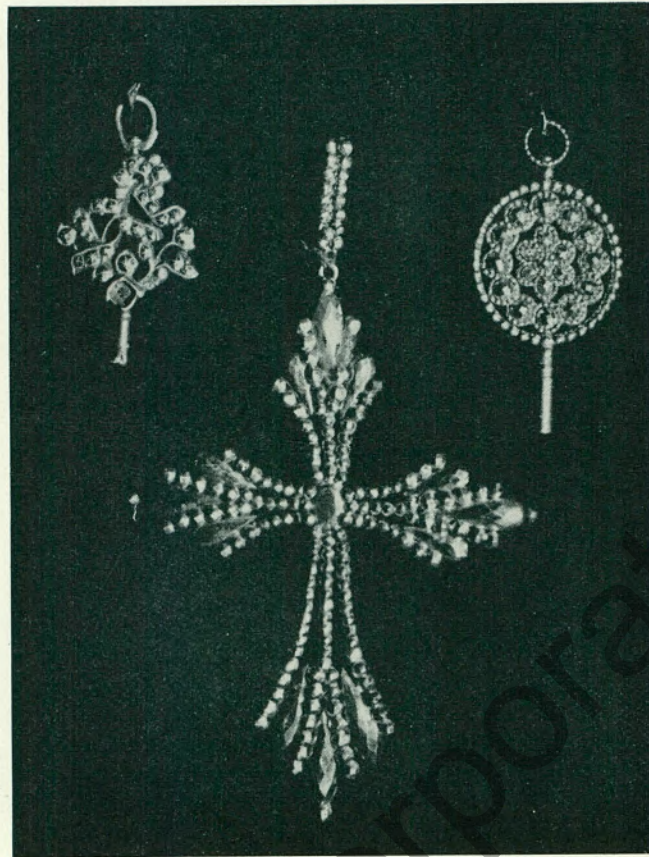
Spricht man von Schmuck, so denkt man dabei zu meist an die Verwendung edler Metalle, wie Gold, Platin und Silber, die allein oder in Verbindung mit Edel- oder Halbedelsteinen durch die Hand eines Künstlers zu einem Schmuckstück geformt werden. Daß auch Eisen und Stahl zu gewissen Zeiten eine bedeutsame Rolle als Werkstoff für Schmuck gespielt haben, ist verhältnismäßig wenig bekannt.

Wenn man, wie uns die Ausgrabungen lehren, Eisen oder Stahl als Schmuck in der grauen Vorzeit verwandte, noch ehe das Eisen Gebrauchsmetall wurde, so könnte man zwar diese Tatsache mit der großen Seltenheit des Eisens zu jener Zeit erklären. Hier wäre als Beispiel der eiserne Finger ring¹ zu erwähnen, der vor einigen Jahren in einem Grabe der älteren Bronzezeit (etwa 1500 v. Chr.) gefunden wurde, und der wohl als der älteste eiserne Zeuge auf deutschem Boden gilt. Aber auch später, nachdem in der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends das Eisen die Bronze vollständig verdrängt hatte, sehen wir seine Verwendung nicht nur zu Waffen und Gebrauchsgegenständen, sondern auch zu Fibeln, Schnallen und anderem Schmuck, teilweise mit

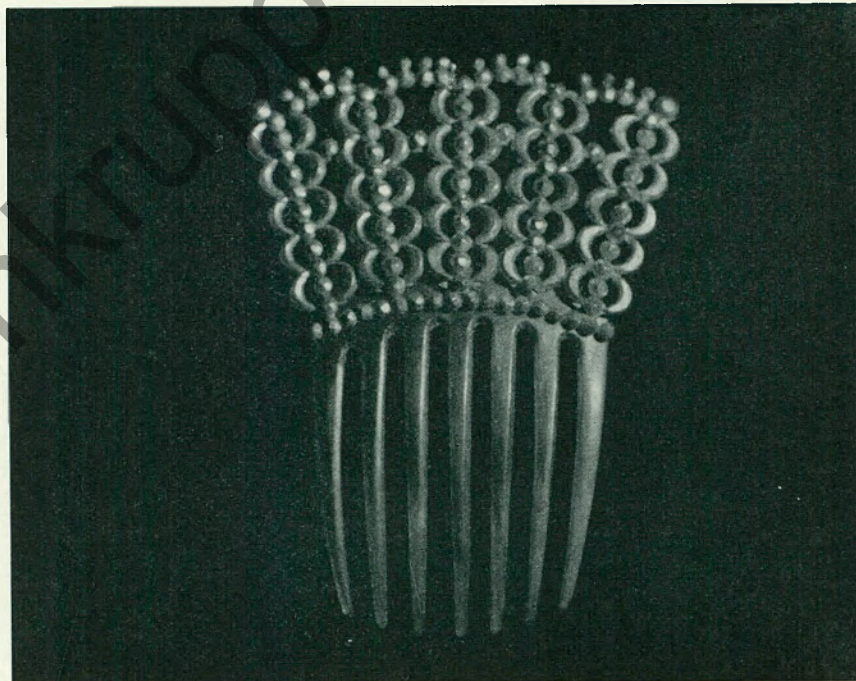
Silbertauschierung, wie er in vielen unserer Museen vorhanden ist. Kommen wir dann in das Zeitalter der Sage, so tritt uns der Eisenschmuck in der Kalewala², dem Na-

¹ E. Sprockhoff: Hügelgräber bei Borwohde im Kreise Sulingen. Prähist. Z. 21 (1930) S. 236.

² Kalewala, das Nationalepos der Finnen. Nach der 2. Ausg. ins Deutsche übertr. v. Anton Schief-



Halskreuz und Uhrschlüssel mit Stahlbrillanten.
(Landesgewerbe-Museum, Stuttgart.)



Haarkamm aus Stahl.
(Landesgewerbe-Museum, Stuttgart.)

tionalepos der Finnen, das mit unserm Nibelungenlied verglichen werden kann, entgegen. Dort heißt es (9. Rune, Vers 147/52):

„Kommst du (das Eisen) in des
Feuers Stube,
Zu dem Aufenthalt der Flamme,
Wirfst gar schön empor du wachsen,
Wirfst gar kräftig du gedeihen,
Wirfst zum schönen Schwert des
Mannes,
Wirfst zur Schnall' am Weibergürtel.“

Aus dem Mittelalter sind uns keine Nachrichten über die Verwendung von Eisen und Stahl als Schmuck erhalten. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts finden wir erneut Quellen, die das Dasein des Stahlschmucks eindeutig belegen. In den Aufzeichnungen des Grafen Alessandro Vischi-Ruspoli³, der im Jahre 1696 Berlin besuchte und dort den aus Piemont stammenden Waffenschmied Hernaut kennenlernte, heißt es: „Er verfertigt auch facetierte Knöpfe von Stahl für Leibbröcke so sauber und glänzend, daß sie Diamanten gleichen. Er ist der Erfinder dieser Kunst gewesen, und obwohl man Versuche gemacht hat, die Facetten anderstwo nachzumachen, so konnten sie doch nirgends in solcher Vollkommen-

heit dargestellt werden, da er ein besonderes Verfahren für die Reinigung und Glättung des Stahles hat, der dann durch die Härtung besonders widerstandsfähig gemacht wird.“

Zur gleichen Zeit muß auch in England schon eine Industrie bestanden haben⁴, die sich mit der Herstellung von hochglänzendem Stahlschmuck befaßte, denn ein Reisender, der in Mailand ums Jahr 1690 mit Stahlfacetten verzierte Degengefäße, Knöpfe für

ner. (München: Georg Müller 1914.) ³ Mitt. Ver. Gesch. Berlins 31 (1914) S. 105/06. ⁴ H. W. Dickinson: Matthew Boulton (Cambridge: Babco & Wilcox, Ltd., 1936) S. 46/47.



Chatelaine mit Uhrschlüssel
und Petschaft.
Stahl mit Wedgwood-Scheiben.
Englische Arbeit, Ende des 18. Jahrhunderts.

lischen Berichte; wenden wir uns jetzt einmal Frankreich zu.

Trotz des Wetterleuchtens, das die bevorstehende Revolution ankündigte, beschäftigte man sich im Jahre 1789 in Paris noch eingehend mit Modefragen, wie ein Bericht⁷ vom 8. Mai 1789 besagt. Dabei spielten Stahlknöpfe eine große Rolle: „Eine der herrschenden Moden ist jetzt der geschliffene Stahl (*Acier travaille*) in weiblicher und männlicher Tracht . . . Die Knöpfe, welche hauptsächlich auf Capots und Redingotes getragen werden, sind außerordentlich schön und reich brillantirt, und man hat die Garnitur, von achtzehn Stücken, von zwei bis zu zwölf Carolins im Preise“ (Carolin war eine frühere süddeutsche Goldmünze im Werte von 21 Reichsmark). Stahlschnallen und Stahlbänder, letztere unter einer Rosette zusammengefügt, alles hochglanzpoliert und brillantirt, vervollständigten den Stahlschmuck des Kleides nach der damaligen Mode.

Ein Jahr später, mitten in der Revolution, wird in einem Modebericht „eine junge Dame en parure“ (im Schmuck) dargestellt.⁸ „Der Kopfsputz ist a la Diane, ganz antik. Das Haar in lauter kleine regelmäßige Locken geschlagen, aus welchen sich vorn ein goldenes Diadem mit Sternen von brillantirten Stahle, und dem halben Monde erhebt . . . Der Gürtel ist von weißem Atlas mit grüner Bordüre und anderer sehr lebhafter Stickerei; sonderlich ist das Mittelschild stark mit brillantirten Stahlperlen eingefaßt.“



Uhrketten (Stahlschnitt).
Aus: Dickinson „Matthew Boulton“,
Cambridge 1936.

Spaziersstöcke und Tabaksdosen sah, teilt mit, daß man solche Dinge besser und billiger in Birmingham kaufen könne. Einen starken Auftrieb erhielt die Stahlschmuckherstellung in England durch Matthew Boulton (1728 bis 1809), den späteren Teilhaber von James Watt. Seine Erzeugnisse, insonderheit eingelegte Stahlarbeiten, waren sehr begehrt und wurden auch nach andern Ländern ausgeführt, so zum Beispiel nach Frankreich; hier fanden sie als Pariser Waren Absatz nicht zuletzt bei — den Engländern. Im Schrifttum des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts finden wir begeisterte Berichte über die Schönheit dieser Stahlschmuckzeugnisse, in denen zum Beispiel die mit kleinen, vielseitig geschliffenen Stahlperlen⁵ besetzten Degengefäße besonders hervorgehoben werden. Ein solches Gefäß kostete 5 bis 30 Guineen. Hier weiß der Berichtstatter viel Lobenswertes zu berichten über „stählerne Ohrgehänge und Halsbänder, welche unter die kunstreichsten und schönsten Arbeiten gehören . . . Das Halsband besteht aus Rädern, die in einander greifen und vier Speichen haben. Zwischen jedem Rade ist eine rote Coralle. Man kann solchen Produkten der Mode mit Worten nicht genug tun.“ Indem der Chronist die Bedeutung der Bühne für das Aufkommen neuer Moden schildert, die man „dort in ihrem vortheilhaftesten Lichte“ sehen könnte, widmet er auch der „Madam Billington, deren musikalischer Ruhm gegenwärtig in der höchsten Blüte steht“, einige Zeilen und schreibt über den Stahlschmuck⁶, den die Sängerin trug, folgendes: „Sie hatte im Januar einen Haarschmuck von poliertem Stahl aus der Manufaktur der Herren Smith und Sohn zu Birmingham angelegt, der, seines außerordentlichen Glanzes wegen, viel Bewunderung erregte . . . In der Oper, wo sie damit erschien, war man einstimmig der Meinung, daß Juwelen diese Wirkung nicht hervorbringen könnten.“ Soweit die eng-

In Österreich spielten beispielsweise bei der Hoftrauer um Kaiser Joseph II. schwarz angelaufene Stahlschnallen⁹ eine Rolle, nachdem man schon in den 1770er Jahren¹⁰ „brillantierten Stahl“ zu Knöpfen, Schnallen, Uhrketten „und anderen Bijouterien“ verarbeitet hatte.

Es wurde eingangs bereits darauf hingewiesen, daß in Berlin schon zu Ende des 17. Jahrhunderts verzierte Stahlknöpfe hergestellt worden sind. Weiter erfahren wir dann aus zeitgenössischen Berichten, daß in der Waffenstadt Suhl¹¹ „schöne stählerne verschnittene Galanteriewaren“ und in Berlin¹² „alle Arten englischer stählerner feiner Arbeit, als Degengefäße, Dosen, Uhrketten, Schnallen und Knöpfe verfertigt“ werden, und zur Leipziger Messe des Jahres 1790 bot die Firma Wieprecht und Ravene¹³ in Leipzig ein reichhaltiges Lager aller nur denkbaren stählernen Schmuck- und Modegegenstände an. Und noch in den 1820er Jahren war polierter Stahlschmuck bei Trauerfällen neben Silber- und Gufeisenschmuck in Mode¹⁴.

Gewiß, der Stahlschmuck war ein Modeartikel. Aber es spricht für das hohe Können der alten Stahlarbeiter, daß sie doch während eines großen Zeitraumes dem Edelmetallschmuck den Rang streitig machen konnten. Der Stahlschmuck war zu jener Zeit ein bedeutsamer Handelsgegenstand, der vielen Menschen Arbeit und Brot gab. Heute ist er vergessen, und nur hin und wieder erinnert ein Stück in den Vitrinen der Museen an die Zeit, in der der Stahlschmuck eine große Rolle spielte.

⁷ Journ. d. Luxus u. d. Mod. 4 (1789) S. 264. ⁸ Ebenda 5 (1790) S. 335. ⁹ Ebenda S. 167. ¹⁰ Benedikt Franz Hermann's Reisen durch Oesterreich, Steiermark, Kärnten . . . im Jahre 1780. 3. Bdehen. (Wien 1783.) S. 181. ¹¹ C. G. Ludovici: Akademie der Kaufleute. 4. Teil (Leipzig 1755) Sp. 2266. ¹² Beschreibung der kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 2. Bd. (Berlin 1786) S. 536. ¹³ Journ. d. Luxus u. d. Mod. 5 (1790) versch. Seiten. ¹⁴ M. v. Boehn: Die Mode. 2. Bd. (München 1907) S. 113.

⁵ Engl. Miscellen 8 (1802) S. 12/13. ⁶ Ebenda 10 (1803) S. 97/98.

Zehn Briefdokumente von Heinrich Lersch.

Mitgeteilt von Josef Winkler.

Welch ein Kämpferleben am 18. Juni 1936, also vor Jahresfrist, mit Lersch zu Ende gegangen ist, ahnen nur die wenigsten Zeitgenossen, so oft auch darüber berichtet wurde. Nur die nächsten Freunde wußten, wie es immer um ihn gestanden, der sich frühzeitig verzehrte in schier übermenschlichem Ringen um Brot, Bildung, Freiheit, Ueberwindung aller Wirrnisse einer chaotisch zerwühlten Epoche, die ihn schlimmer schlug als tausend andere, bis er sich geläutert zu herrlichstem Menschentum und wahrhaft Sängler des Volkes wurde — es gibt da im gesamten Schrifttum kein Gegenbeispiel! „Herz, aufglühe dein Blut!“ hieß sein erstes Gedichtwerk, und dieser Kanarenklang schmetterte durch sein Herz, bis es brach. Aus hunderten Briefen eine kurze, erschütternde Folge:

I

16. Januar 16, Köln, Garnison-Komp. Gefr. Lersch.

Lieber Kamerad Winkler! Ihren schönen Brief erhalten, ich danke Ihnen herzlich für die Freundlichkeit. Nun, da ich Ihre beiden Bücher gelesen habe (gelesen ist ein dummes Wort!) weiß ich, was neue Dichtung ist. Ach, die armen Leut' wollen das Schrecklichste schön verziert und verbrämt, gezähmt und halb lauwarm auf einem Präsentiertellerchen haben, um in „Stimmung“ zu kommen. Wollen das Riesigste grad so klein haben, wie sie selber sind. Als wenn Kunst etwas andres wäre als geformtes Leben? Manchmal bin ich auch fähig, allen Arbeitskram an die Seite zu werfen, um mich ausschreiben zu können. Seit Ostern 14 liegt mir ein angefangener Roman auf der Seele, es sind 150 Seiten geworden und nun drängt's mich, ihn fertig zu schreiben. Er trägt den unschönen Titel „Der letzte Kesselschmied“. Eine Geschichte des Handwerks, Familiengeschichte, „autobiographisch“. Mein Urgroßvater hat in Koblisheid den ersten Dampfkessel gebaut, der Sohn und mein Vater waren Kesselschmiede. Mein Vater machte sich vor zwanzig Jahren selbständig. Ich wollte Ingenieur werden. Aber durch seine Patente hat er's nicht so weit gebracht, daß er mich etwas lernen lassen konnte. Ich wurde regelrechter Kesselschmied, Handwerker, und als ich aus der Gladbude in die Welt kam, da waren schon die Maschinen fertig, die dem „Handwerk“ den Rest gaben. Am tragischsten für mich, daß ich nur Handwerker war und erst ganz langsam in die Maschine wuchs. Ich schildere in dem Roman einfach die Arbeit, die müßten Kerle, Kesselschmiede! Und wie der Letzte die Zeit begriff. M. Gladbach, Köln (Schiffswerft), Mannheim (Lanz), Frankfurt, Stuttgart, Wien, die Schiffswerften von Rotterdam, die Landstraße, Duisburg, Bochum, und zuletzt Italien. Aber der letzte Kesselschmied wird kein Dichter. Er verschwindet auf einen Amerikadampfer als Maschinist. Der Krieg kommt dazwischen, wie alles „Episode“, Aufstieg. Daran schreibe ich zur Zeit. Den Roman fassen 500 Seiten nicht. Aber er soll werden, ganz anders als die Verse. Die sind der Sonntag der Seele.

Wenn ich ins Zivl komme, dann bau ich unser elterliches Geschäft wieder auf. Mein Bruder und ich werden eine neue Werkstatt bauen, die alte Holzbude ist auch äußerlich zerfallen. Aber wenn wir wiederkommen, dann geht die Arbeit los! Ich habe einige kleine Ideen auszubeuten, die von großem Wert sind und fertig waren. In den letzten 14 Tagen habe ich (vor der Einberufung) die Modelle zerschlagen. Jetzt aber wird's gemacht! Ich grüße Sie herzlich, Ihr Kamerad Lersch.

II

M. Gladbach, 24. 2. 18.

Lieber Winkler! Der Brief Dehmels erfreute mich. Aber ich wollte gar keine Lyrik, sondern ein Flugblatt an die Arbeiter! Die Treue der Arbeiter aufrufen, darstellen, damit

vor Hindenburg treten und sagen: hier, wir schwören Dir Treue, mach' Du doch mit einem Schläge dem Gewirre ein Ende! Sage: du Arbeiter, du Soldat, hast deine Pflicht getan, du sollst auch dein Recht haben! Ja, Hindenburg, verbürge mich dafür mit dem allgemeinen Wahlrecht! Das hatte ich eigentlich im Sinn. Wenn nun aber der Dichtervater die Absicht meines Briefes verwirklichen will, tue ich sehr gern auch mit Gedichten mit, einverstanden auch mit Deinen Gedichtvorschlägen, teile Dehmels Ansicht über deine ausgewählten Verse vollkommen, aber statt Albrecht Schaefer wäre mir Barthel 100mal lieber oder Bröger, die sind doch mehr „Volk“ im Sinne, wie ich es mir denke. Nebenbei: nach diesen Schamlosen Abstimmungen im Abgeordnetenhaus hat die Regierung so ein Werk nicht mehr verdient! Diese Abstimmung ist mir wie eine offene Kriegserklärung an das ganze Volk!

Herzlichen Gruß Lersch.

III

M. Gladbach, Mai 18.

Lieber Göpi, immer angstvoller um Deutschland, ich komme zu viel und weit herum in ganz Deutschland, bei Militärs, Frauen, Pfaffen und Bürokraten, am schlimmsten sind aber die Literaten! Und diese Opfer überall, überall!

In Treuen, Hein.

IV

Kriegsende 18.

Päng, alles ist aus, elend, elend! Was nun? Man könnte wahnsinnig werden — nein, Deutschland ist wahnsinnig! Und Gerrit Engelke noch kurz vor Schluß gefallen, wie um das Ende noch grausiger, noch sinnloser machen! Hein.

V

Gladbach 20.

Lieber Winkler! Trotz aller Minister und Hirtsfierern ist es mir nicht gelungen, von Staats wegen auch nur eine kleine Hypothek auf mein Haus zu bekommen. Zu verkaufen lohnt sich nicht in diesen Tagen, das Haus kostet eine Menge Steuer und ich krieg nichts dafür. Auch Unterstützung bekomme ich nicht, da ich als „selbständiger Meister“ gelte. Der Amboss steht kalt in der Schmiede. Ich muß nach Davos, hab Quetschung vom Krieg! Das ist aus uns geworden. —

Gruß Hein.

VI

Gladbach, Ende Juli 21.

Lieber Göpi, bin allzusehr mit Eroberung des Brotes beschäftigt. Hab's aufgesteckt, etwas anderes zu sein, als ich bin. Ehrlich gesagt, mich hat das deutsche Elend zu sehr gepeinigt, als daß ich noch Dichter sein möchte diesem „Vaterlande“. Ich will das ganze verkrachte Kontinentchen zuspeien! Zeit ist's, zu rigolen!

Grüße Hein.

VII

Lieber Göpi! Junge, Mensch, freu Dich mit mir Erhobenem! Meine mütterliche Frau brachte heut vor acht Tagen den zweiten Sohn auf die Welt. Aus Blut und Tränen stieg das Menschengewächs!

Es ist mir immer noch nicht möglich, nüchtern und sachlich zu reden. Ich wünsche Dich nur ein paar Tage in meiner Haut, so wirst Du verstehn, wie ein Mensch so durch und doch welt- und wortfremd werden kann.

In Erschütterung und Erhobenheit grüße ich Dich herzlich

Dein H. L. 9. 11. 21.

VIII

Dezember 25.

Lieber Cöpi! Fünftausend Mark, das ist als Hypothek vom Verlag eine Kleinigkeit, die Zinsen wirft „Mensch im Eisen“ ab, mehr aber nicht. Vorläufig wenigstens. Wie soll ich aber den Roman fertig machen? Mit Artikel schreiben und Journalisieren, wie ich es seit Monaten tue? Ich hab so meine 16 Stunden Arbeit am Tag, um mich über Wasser zu halten, denn die Hälfte der Zeit bin ich arbeitsunfähig und krank. Ich kann nichts für meine Gesundheit tun, ich muß in den gesunden Stunden schreiben, und wenn ich krank bin, liege ich auf der Nase. Könn' ich dann an dem Roman schreiben, ließe ich's mir noch gefallen, aber dann schreib ich Artikel, die sofort Geld einbringen. So bin ich zu dichterischer Unfruchtbarkeit verurteilt, denn immer Artikel schreiben hält auch kein Teufel aus. Da muß Rat geschaffen werden. Ich muß mich stählen für noch mehr Arbeit. Ich muß zum Süden, oder ich verrecke hier im Stinknebel.

Besten Gruß Heinrich Lersch.

IX

Dortmund, 25. 3. 27.

Lieber Cöpi! Ich muß mich wieder durchfressen mit Vorträgen, und wenn ich verrecke! Aber ich packe die Leute immer mehr, oft rasen sie vor Begeisterung! Reismann-Grone hat die „Nachtwache“ angenommen — bin immer unterwegs, jeßt Speier, Ludwigshafen! Dank auch für die Leihgabe, sie schmückt mich prächtig — edle Kluft von Dir!

Glückauf und Gruß! Hein.

X

Lieber Cöpi! Hier hast Du meine Eingabe an die F. . . Stiftung zu K. . . : Sehr geehrte Herren! Wenn ich mich bei Ihnen um eine Werkbeihilfe bewerbe, so tu ich das nicht, weil ich als buchhändlerisch erfolgloser Schriftsteller auf Ihr Mäzenatentum spekuliere und meine mehr oder minder notwendigen Bücher um eins vermehren will. Ich will Sie auch nicht mit Glendsgeschichten langweilen; tatsächlich lebe ich mit meiner Familie, Frau, drei Kinder, auf zwei Mansarden und Küche, Kriegs- und Werksinvalide, 27 Mk. Kriegsbeschädigtenrente, 50 Mk. Miete aus der Vermietung meines Eigentums, mit der ich die Lasten des Hauses begleiche. Ich tue mir lange nicht so leid, wie ich dem „Dorf“ tue, diese guten Leute bedauern Familie Lersch, weil sie Margarine kaufen und kein Fleisch essen kann — unbegreiflich, ein so berühmter Mann!

Nein, ich bin — vielleicht deswegen ein glücklicher Mensch, ein glücklicher Arbeiter, der das Glück und die Gnade hatte, von seinem Beruf erwählt zu werden, dem Beruf des Dichters, dessen Arbeit den Lohn in sich trägt.

Ich habe einen königlichen Beruf; seit jenen sagenhaften Zeiten, in denen der königliche Sänger vor der Bundeslade

die Harfe schlug und tanzte, sind immer wieder die Dichter vor ihrem Volk hergezogen und haben in Gefängen vom Wesen des Volkes gezeugt, das mit Kampfscharen, Heeresfahnen, Handwerkertröf, Weibern und Kindern in einen neuen Erdkreis aufbrach.

In jenen, auch fast schon sagenhaften Zeiten von 1914 hatte die Nation einen Sänger notwendig und sie holte sich ihn; wie das deutsche Volk einst Heinrich den Finkler vom Vogelherd weg zum Kaiser krönte, so holte mich die Schicksalsstunde der Nation, Heinrich den Kesselschmied, vom Schmiedeherd! Als ich meine Mission — einige Lieder und Gesänge zu formen — hinter mir hatte, trat ich ab und verschwand wieder in der grauen Masse, aus der ich kam. Getreu dem unbegreiflichen Schicksal folgte ich wiederum dem Rufe, als ich nach sieben Jahren schwerster Arbeit im stummen, geschlagenen und gedemütigten Volk als „Mensch im Eisen“ das Leben eines Arbeiters in Gefängen formte. Es war die Antwort auf sieben Jahre Knechtung, Not, Hunger und Entbehrung. Empört wandten sich die Hürdenhüter und Partei-Egoisten von diesem barbarischen Sänger ab, als sei es seine persönliche Angelegenheit, die er in seiner Kunst „bearbeitete“. Es war Protest und Testament, hingebauen in Hungersnot und Krankheitsverzweiflung, bekannt nur einem treuen Freunde. Mit dem Literatenzentimetermaß gemessen, paßte ich nicht in die Schubladen der Fachleute, wurde als Einzelgänger, Außenseiter und Original abgeschoben auf das tote Geleise erfolgloser Büchermacher. Aber ich diente weiterhin als treuer Sohn der Muttersprache am Wort. In Gedichten, Geschichten, Romanen gab ich Zeugnis vom gelebten Leben der Umwelt, Arbeitswelt; ich gehe, wie kunstfreundige Werklose mit Lied und Melodie bettelnd an den Straßen vorbei, mit meinen Arbeiten von Redaktion zu Redaktion: Brot gegen Kunst zu tauschen. Dennoch: das Echo, das täglich aus dem machtlosen Volke zum machtlosen Dichter tönt, ist Dank genug.

Indem ich dies schreibe, kommt es mir unsinnig vor, daß ich zu Ihnen um eine Werkbeihilfe bitte. Es gibt sicher ärmere Dichter, deren Werk sicher reiner und edler steht. Ich bin das rauhe Leben gewöhnt, habe nie erfahren, was Lebenssicherung und festes Einkommen bedeutet. Ich teile das Schicksal mit Millionen Volksgenossen; der Unterschied ist der, daß ich vierzehn Stunden zu schaffen habe, ohne das Glück der Muße zu kennen: denn der Geist, der keinen Tarifvertrag und keine wohlverordneten Rechte kennt, treibt mich an die Arbeit.

So möchte ich einen der drei Romane, die unvollendet auf Arbeit warten, fertig machen. Ich bin 45 Jahre geworden, möchte jetzt die finanzielle Kinderkrankheit, Armut genannt, gern überwinden, um ordentlich zupacken zu können. Von den Strömen von Hoffnungen, die über das Land gehen, bin ich auch erfaßt — ich grüße alle, die am Werke sind!

Bodendorf (Ahr), 1. 4. 33.

Heinrich Lersch.

*Ich glaub an Deutschland wie an Gott!
Wie Gott — so lieb ich dich!
Mein großes Volk, wie bitterlich
Trägst du des Schicksals Spott!
Du trottest, ob das Herz dir springt,
Du fühlst, daß dir dein Kampf gelingt,
Denn, Deutscher, horch! dein Herz, das singt:
„Ich glaub an Deutschland wie an Gott!“*

*Ich glaub an Deutschland wie an Gott!
Er gab uns: Mensch zu sein!
Und sprach: „Kämpf um das Erbe dein!
Ich mach dich nicht zum Spott!“ —
Vor ihm sind alle Länder gleich,
Reich ist arm und arm ist reich —
Deutschland ist reich und arm zugleich!
Ich glaub an Deutschland wie an Gott!*

Heinrich Lersch.



Eine seltsame Angelegenheit.

Lichtbild: Dr. Paul Wolff.

Streifzug durch die deutschen Heilbäder.

Von Dr. med. Georg Wolff.

Zu den Bodenschätzen des Landes, die unveräußerlich sind und einen wesentlichen Bestandteil des deutschen Nationalreichtums bilden, gehören die deutschen Kurbäder. Manche von ihnen sind weltberühmt und tragen wegen ihrer besonderen Heilquellen einen internationalen Bädercharakter; sie tragen zur Mehrung des allgemeinen Wohlstandes im wesentlichen bei durch den Fremdenstrom, der in jedem Jahr an ihren Quellen Genesung sucht. Und in der Tat ist der Reichtum Deutschlands an solchen Bädern recht groß. Machen wir einmal einen kurzen Streifzug durch diese Naturschätze, die den Gesunden und Erholungsbedürftigen neue Kraft und den Kranken möglichst Wiederherstellung von alten Leiden bringen sollen.

Beginnen wir mit den Seebädern. Alljährlich sucht ein Großteil der erholungsbedürftigen Städter die See auf. Es besteht darüber kein Zweifel, daß der Aufenthalt für einige Wochen in der staubfreien, ozonreichen, jod- und Kochsalzhaltigen Seeluft an sich schon von gutem Einfluß auf das Wohlbefinden des Menschen ist, der eine Abwechslung aus dem alltäglichen Einerlei braucht. Die klimatischen Luft-, Wind- und Sonnenreize werden wirksam durch das tägliche Baden unterstützt, das freilich, zumal im Beginn der Kur, nicht übertrieben werden soll. Für alle zarteren und nervöseren Naturen ist auch hier eine Dosisierung und langsame Steigerung nach Anordnung des Arztes erforderlich. Der gesamte Stoffwechsel wird durch den Seeaufenthalt und die damit verbundenen Reize angeregt; der Appetit des Städters, der aus seiner vorwiegend sitzenden Tätigkeit herausgeführt wird, wächst beträchtlich. Das ist bei einer solchen Veränderung der Lebensweise kein Wunder und kommt namentlich dem

wachsenden Organismus zugute. Noch aus manchen anderen Gründen bevorzugen kinderreiche Familien daher mit Recht den Seeaufenthalt, zumal Strand und Dünen immer wieder neue Möglichkeiten zur Betätigung und zum Spiel bieten. Rheumatische und neuralgische Personen werden im allgemeinen das rauhe und feuchte Seeklima meiden und ein milderes Binnenlandklima mit besonderen Heilanzeigen bevorzugen.

Welches Bad an der Nord- oder Ostsee — andere kommen für uns kaum in Betracht — ausgewählt wird, das ist größtenteils Sache des persönlichen Geschmacks. Bei dem geringen Wellenschlag und dem nicht sehr starken Salzgehalt der Ostsee bieten die zahlreichen Bäder in Mecklenburg, Vorpommern und Hinterpommern bis hinauf zur Eigenart des Kurischen Hafens erholungsbedürftigen oder etwas schwächlichen Personen manchen Vorteil. Jedermann kann sich hier, je nach den wirtschaftlichen Verhältnissen, den geeigneten Platz aussuchen. Die meisten Ostseebäder haben zudem den Vorzug, von ausgedehnten Waldungen umgeben zu sein. Nicht so walddreich, aber herber im Klima und Wellenschlag sind die bekannten Bäder der Nordsee, die in jedem Sommer einen großen Menschenstrom vereinigen. In viel höherem Maße als von der Ostsee gilt die Erfahrungstatsache, daß bestimmte Arten der Tuberkulose, vor allem die meist gutartigen ströfulösen Drüsen- und Hautveränderungen, von dem Klima der Nordsee günstig beeinflusst werden. Da diese Formen der Tuberkulose besonders im Kindesalter vorkommen, gibt es in einigen Nordseebädern besondere Kinderheilstätten (Wyl auf Föhr), die sich mit der Behandlung dieser Erkrankungen befassen. Hingegen wird die eigentliche Lungentuber-

kulose, die übrigens im Kindesalter recht selten ist, von dem rauhen Seeklima meist nicht gut beeinflusst; daher werden Lungenkranke, wie bekannt, meist in das mildere Reizklima des Mittelgebirges gesandt, wo die berühmte Liegekur und diätetische Behandlung schon vor mehr als achtzig Jahren von Dr. Brehmer (Görbersdorf) begründet und noch heute an vielen anderen Sanatorien und Heilstätten mit bestem Erfolg durchgeführt wird.

Damit sind wir bereits bei den klimatischen Kurorten des Gebirges angelangt. Was von der Zweckmäßigkeit eines Erholungsaufenthaltes an der See im allgemeinen gesagt wurde, gilt auch für das Gebirge in allen den Fällen, in denen keine besondere ärztliche Kur und Beratung erforderlich ist. Für die Mehrzahl der Erholungsuchenden trifft das glücklicherweise zu. Für manche aber sind die etwas eintönige See und der Badebetrieb nicht von gleichem Reiz wie eine Wanderung im Gebirge. Ob es der Harz oder das Riesengebirge, das Erzgebirge oder Thüringen, der Schwarzwald oder Taunus oder irgendein anderes Mittelgebirge ist, macht im allgemeinen keinen erheblichen Unterschied. Größere Reize in landschaftlicher und klimatologischer Hinsicht bietet die grandiose Wucht des Hochgebirges, die freilich auch nicht für jedermann ist und in touristischer Hinsicht größere Anforderungen stellt. Hier können nur die persönliche Neigung und die körperliche und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit entscheiden. Daß außer sommerlichen Wanderungen im Gebirge auch der Wintersport, der seit einigen Jahren so große Verbreitung gefunden hat, in gesundheitlicher Hinsicht großen Wert hat, braucht kaum noch betont zu werden; freilich auch hier kann eine „Dostierung“ notwendig werden, zumal wenn das Herz übermäßigen Beanspruchungen nicht ganz folgen will.

Wir wenden uns nun den eigentlichen Kurbädern zu, jenen meist durch ihre besonderen Mineralquellen berühmten Badeorten, die vorwiegend von Kranken und Konvaleszenten nach bestimmten Leiden aufgesucht werden. Auch sie liegen vorwiegend, wenn auch nicht immer, im Mittelgebirge oder in Gebirgstälern, denen sie ihre Heilquellen verdanken. Natürlich fahren auch zahlreiche Gesunde dahin. Bäder wie etwa Wiesbaden, Baden-Baden, Homburg, Karlsbad haben im Laufe der Jahrzehnte eine internationale Bedeutung bekommen; jeder, der Komfort und Vergnügen liebt, wird dort auf seine Rechnung kommen. Ausschlaggebend werden natürlich immer die besonderen Heilanzeigen sein, die diesen Heilbädern auf Grund ihrer besonderen Heilmittel im Verein mit der sorgfältigen Behandlung durch die dort ansässigen Badeärzte zugeschrieben werden.

Eine gewisse Gruppierung auf Grund der natürlichen Heilquellen wird die Übersicht über die zahlreichen Kurbäder erhöhen, mit deren bloßer Namensherzählung sonst kaum jemand gedient ist. Zunächst ein paar Worte über die Kochsalzquellen, die in der Badekur eine große Rolle spielen. Man unterscheidet schwache und starke Kochsalzwässer; die ersteren werden vorwiegend als Trinkwässer benutzt, während die starken Kochsalzquellen, auch Solbäder genannt, hauptsächlich zum Baden dienen. Kochsalzquellen, die getrunken werden, sind in Baden-Baden, Wiesbaden, Rissingen, Homburg, Salzhilf, Cöden (Taunus), um nur einige der bekanntesten zu nennen. Namentlich Personen, die an chronischen Verdauungsstörungen, an Magen- und Darmkatarrhen leiden, werden mit Vorliebe in die schwächeren Kochsalzquellen zur Trinkkur geschickt. Die fortwauernde Bepflanzung der Schleimhäute mit diesen Wässern bewirkt eine Regeneration der pathologisch veränderten Epithelzellen und hat viel Magenkranken Genesung gebracht. Sehr viel trägt natürlich auch der Umstand bei, daß die Kranken, die solche Kurorte aufsuchen, genau nach den Vorschriften der Badeärzte leben, also dauernd unter ärztlicher Aufsicht stehen und damit grobe Diätfehler meiden.

Eine besondere Abart stellen die Kochsalzquellen mit einem höheren Gehalt an freier Kohlensäure dar. Diese natürlichen Kohlensäurequellen, von denen hier Bad Nauheim in Hessen, Bad Orb im Spessart genannt seien, haben eine große Bedeutung für die Behandlung von Herzkranken aller Art bekommen. Früher gingen nach Nauheim meist solche Menschen, die an rheumatischen Beschwerden litten, um die warmen Kochsalzthermen (ähnlich wie in Wiesbaden und Baden-Baden) zu genießen. Die Nauheimer Badeärzte fanden nun bald, daß ihre Rheumatiker, die vielfach auch herzkrank waren, von dem Gebrauch der Quellen eine erhebliche Besserung ihres Herzleidens erfuhren. In der Folgezeit wurde die Ursache dieser günstigen Erfolge wissenschaftlich erforscht; dabei stellte sich

heraus, daß tatsächlich die Kohlensäure einen äußerst günstigen Einfluß auf die Herzkraft ausübt, sehr ähnlich wie das klassische Herzmittel Digitalis. Infolgedessen erhielten bald auch andere Bäder mit natürlichen Kohlensäurequellen einen ähnlichen Ruf als Herzheilbäder, wie etwa die bekannten schlesischen Kohlensäurehaltigen Eisenbäder Kudowa, Altheide, Flinsberg, Keinerz, die in Verbindung damit meist noch arsenhaltige Quellen besitzen. Auch Bad Pyrmont im nordwestdeutschen Mittelgebirge gehört als bekanntes Eisenbad in diese Gruppe.

Die stärkeren Kochsalzquellen (Solbäder) eignen sich vor allem zur Behandlung von chronischen Gelenkerkrankungen, Gicht und Rheumatismus der Muskeln und Gelenke; daher leiten insbesondere die mit natürlicher Wärme aus der Erde aussprudelnden Thermalquellen ihren Ruf her, teilweise schon den Römern bekannt (Baden-Baden). Außer den schon erwähnten wären hier zu nennen: Bad Harzburg, Dürkheim (mit besonders starker Arsenquelle), Kreuznach (Radiumsolbad), Salzhilf (besonders durch seinen Bonifatiusbrunnen als Gichtheilbad bekannt), Bad Reichenhall, alpines Sol- und Moorbad in der Nähe von Berchtesgaden (durch seine pneumatischen Kammern auch für die Asthmabehandlung bekannt), ferner die natürlichen, Kohlensäurereichen Thermalquellen von Salzflum im Teutoburger Wald und Deynhausen an der Porta Westfalica. Es ist natürlich nicht möglich, die sämtlichen Kurbäder, die als Solquellen hierhergehören, aufzuzählen, zudem muß der sachverständige Rat des Arztes in jedem Einzelfall eingeholt werden; denn bei der Behandlung dieser Leiden des Herzens und der Gefäße, des Bewegungsapparates auf gichtischer, rheumatischer und neuralgischer Grundlage, denen sich ferner auch manche Frauenkrankheiten hinzugesellen, darf die Auswahl der Badekur nicht willkürlich erfolgen.

Außer den reinen Kochsalzquellen oder solchen, bei denen dieses Salz im Vordergrund der gelösten Stoffe steht, gibt es nun aber noch eine Reihe anderer Trinkquellen, die in der Kurbehandlung große Bedeutung bekommen haben. Das ist zunächst die große Gruppe der alkalischen Quellen, bei denen außer dem wechselnden Gehalt an freier Kohlensäure vor allem die Soda (Natriumkarbonat) oder das doppelkohlensäure Natron oder auch das Glaubersalz unter den gelösten Mineralstoffen überwiegt. Diese Quellen haben teilweise eine sehr große therapeutische Bedeutung. Die reinen Alkaliwässer werden auch alkalische Sauerbrunnen oder Sodawässer genannt; sie enthalten andere Mineralbestandteile, vor allem Kochsalz nur in verschwindender Menge. Gerade diese Wässer — die bekanntesten sind Gachingen, Neuenahr und der dicht dabei gelegene Apollinarisbrunnen, ferner der Biliner und Gießhübler Sauerbrunnen — kommen in großen Mengen als Tafel- und Gesundheitswässer zum Versand. Einige von ihnen, wie etwa Neuenahr und Salzbrunn in Schlesien, genießen auch als Kurbäder einen großen Ruf zur Behandlung von Stoffwechselstörungen, Zuckerkrankheit, Gallen- und Leberleiden. Enthalten die alkalischen Quellen außer dem Alkali (Soda) und der freien Kohlensäure auch noch Kochsalz in stärkerem Grade, so werden sie als alkalisch-muriatische Wässer bezeichnet. Einen bedeutenden Ruf genießen in dieser Hinsicht die alten Quellen von Niederselters und Bad Ems, deren Wässer zur Behandlung chronischer Katarre der oberen Luftwege gern getrunken werden. Bekannt genug ist die Anwendung des aus den Mineralbestandteilen der Quellwässer bereiteten natürlichen Emser Salzes bei Nachen- und Kehlkopfkatarrhen. Aber auch bei den entzündlichen Erkrankungen der weiblichen Organe wird eine Trink- und Badekur in den Emser Thermalquellen gern befolgt.

Eine dritte Gruppe von alkalischen Quellen stellen sodann noch die alkalisch-salinischen (alkalisch-sulfatischen) Bäder dar, denen wiederum weltberühmte Kurorte angehören. Sie enthalten außer Soda, Kochsalz und freier Kohlensäure noch Glaubersalz und üben deshalb eine stark abführende Wirkung auf den menschlichen Organismus aus. Hierher gehören die berühmten Sprudel und Thermalquellen von Karlsbad, Marienbad, Franzensbad, Bad Mergentheim, das im Gegensatz zu den erstgenannten außer Glaubersalz auch noch Bittersalz enthält und daher noch intensiver wirkt. Auch Tarasp im Engadin in einer Höhe von 1250 Meter gehört in diese Gruppe der Glaubersalzquellen und verbindet damit zugleich das alpine Klima der Schweizer Berglandschaft. Das ganze Gebiet der Verdauungs- und Stoffwechselstörungen, Gallen- und Leberleiden, aber auch die Erkrankungen der Harnorgane und weiblichen Unterleibsorgane



Im Harzgebirge bei Mittenwald.
(Lerschleckspeisen, Hochkar- und Raffelspeise.)

Lichtbild: Dr. Pfeiffer.

werden von erfahrenen Badeärzten mit verschiedenen Brunnenkuren behandelt. Auch Bad Elster in Sachsen genießt wegen seiner Glaubersalzquellen einen ähnlichen Ruf; da es außerdem durch seine weltbekanntesten Eisenmoorbäder ausgezeichnet ist, kommen als Heilanzeigen noch die Erkrankungen der blutbildenden Organe und des ganzen Bewegungsapparates in Frage.

Wir können die Gruppe der alkalischen Mineralbäder und Kurorte nicht abschließen, ohne auch noch der alkalisch-erdigen Quellen mit einem Wort zu gedenken. Sie werden auch erdige Sauerlinge genannt und sind im Gegensatz zu den vorigen noch durch ihren Kalziumgehalt charakterisiert. Kalzium und Magnesium werden in der Chemie bekanntlich als Erdalkalien bezeichnet; daher kommt die Bezeichnung dieser Bäder. Seit Jahrhunderten werden diese natürlichen Sprudeln zur Behandlung von Nierengicht, Nierensteinen, Nierensteinen und anderen Erkrankungen der Harnorgane benutzt, ohne daß man die eigentliche Ursache für diese Anwendung genau kennt. Berühmt in aller Welt hierfür ist die Helenenquelle in Bad Wildungen; auch der Bonifatiusbrunnen von Salzschlief gehört hierher.

Aus der großen Schar der Mineralquellen konnten hier nur einige als Beispiele herausgenommen werden. Deutschland ist ungemein reich an diesen natürlichen Heilschätzen zur Unterstützung der ärztlichen Therapie; durch ihre geschützte und klimatisch bevorzugte Lage, meist in Gebirgstälern, dienen sie zugleich der natürlichen Erholung. Wir konnten kaum die zahlreichen Eisenquellen erwähnen, deren es so viele, allein oder mit anderen Mineralien zusammen, gibt, kaum die natürlichen Schwefelquellen nennen, durch die zum Beispiel Aachen als Bad seit Jahrhunderten berühmt ist, ferner in neuerer Zeit das Schwefelschlammbad Nenndorf bei Hannover, Langenlonsa in Thüringen, Bad Meinberg in Lippe, das gleichzeitig natürliche Kohlenstoffbäder hat, und manche mehr zur Behandlung von Gicht und Rheumatismus. In diese Gruppe gehört schließlich auch das jetzt in

aller Welt durch seine Schlamm packungen berühmte Pöstyán, dessen schwefelhaltiger Thermschlamm gleichzeitig auch radioaktiv ist.

Damit auch noch ein Wort zu den Moor- und Schlamm bädern und zu den radioaktiven Heilquellen. Chronischer Gelenkrheumatismus, Gicht, Ischias werden durch methodische Schlamm packungen und Moor bädern von alters her behandelt und oft erstaunlich gebessert. Von deutschen Bädern nennen wir, um nur einige aufzuführen, Polzin in Pommern, Bad Elster in Sachsen, Rudowa und Landeck in Schlesiens, Bad Aibling in Bayern, die über natürliche Moor bädern verfügen. Die Behandlung der Bewegungsstörungen verschiedenartigster Ursache mit Moor bädern hat auf Grund langjähriger Erfahrungen eine so große Bedeutung bekommen, daß in fast allen bekannten Badeorten an der See und im Gebirge entsprechende Einrichtungen bestehen, die den Schlamm entweder aus dem Kurort selbst oder aus berühmten anderen Moor bädern beziehen. Wahrscheinlich spielt bei ihnen allen auch der Radiumgehalt eine Rolle. Natürlich aber wird dessen Wirkung am Ort der natürlichen Produktion bei der Eigenart des Radiums und seiner Zerfallsprodukte am nachhaltigsten sein. Daher haben die eigentlichen Radium bädern, von denen wir hier nur die radioaktiven Heilquellen von Oberschlema im Erzgebirge, Brambach im Vogtland, Joachimsthal bei Karlsbad, Landeck in Schlesiens, Kreuznach im Rheinland nennen wollen, mit ihren besonderen Einrichtungen für Radium bade-, -trink- und -inhaliertherapie in neuerer Zeit großen Zulauf erhalten. Für sie alle aber gilt, wie für jede Badekur überhaupt, daß zu den besonderen Wirkungen der natürlichen Heilquellen noch die psychischen und diätetischen Reize hinzukommen, die mit jeder Milieuveränderung verbunden sind und in den klimatisch-landschaftlich bevorzugten Kurorten unter der Aufsicht geschulter Badeärzte oft den Erfolg der Therapie viel deutlicher zeigen als in der gewohnten Umgebung des Hauses. Das ist immer von neuem ein Wunder der Badekuren.



Nur noch selten erlebt der alte Hof der Dresdner Innenstadt, die „Residenz der Hofchaisenträger“, dieses Bild; aber ... er erlebt sie auch noch heute, im Jahre 1937.

Sänften in Sachsen — heute wie vor zwei Jahrhunderten.

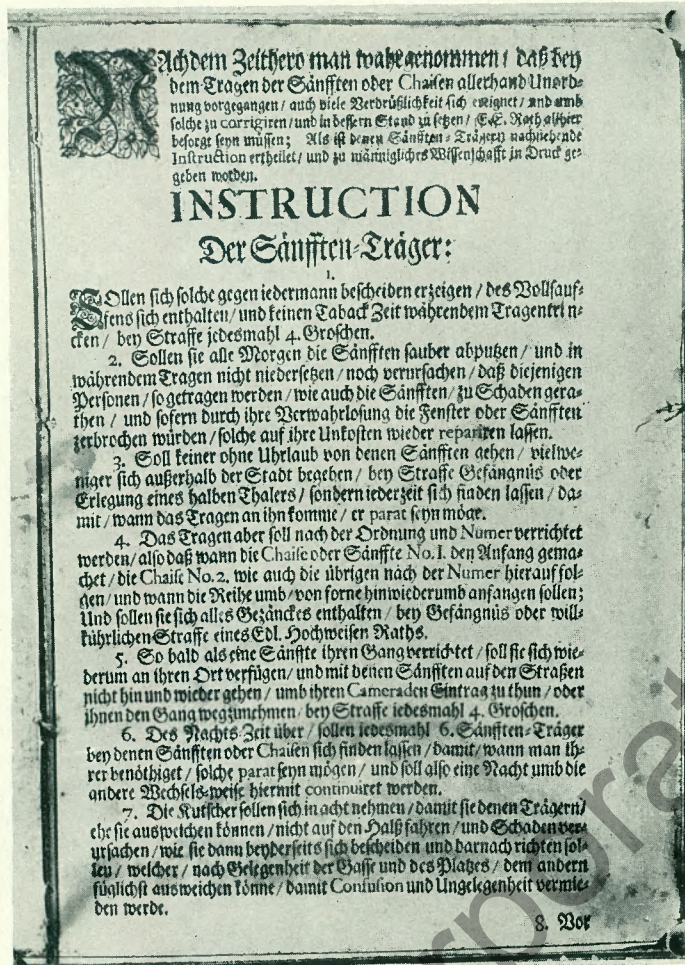
Von Bernd Lohse.

Wie halfen sich in früheren Zeiten, als es noch keine Droschken oder gar Autofahren gab, die „Cavalliers und deren Dames“, wenn sie, ohne eine eigene Equipage zu besitzen, trockenen Fußes innerhalb der Stadt befördert zu werden wünschten? Nun — da gab es die von zwei Männern getragenen Sänften oder „Portechaisen“. In einigen Großstädten des beginnenden 18. Jahrhunderts, so vor allem in Dresden, das ja zu Zeiten Augusts des Starken die Hauptstadt von Sachsen und Polen war und an Prachtentfaltung und Glanz der Bauten ernsthaft mit Paris und Versailles wetteiferte, bestanden sogar regelrechte „Chaisenträger-Compagnien“, die als öffentliche Einrichtungen jedermann

gegen Bezahlung zur Verfügung standen, und deren „Instruktionen“ auf wahrhaft ergötzliche Weise viele Einzelheiten der heutigen Autofahrenverordnungen voraussehen. „Sollen sich selbige gegen jedermann bescheiden erzeigen / des Vollsaufens sich enthalten / und keinen Taback Zeit währendem Tragen trinken / bey Strafe jedesmahl 4. Groschen“, das sind nur einige der vielen Bestimmungen, die auch die Reihenfolge des Tragens genau regeln und das Umherlaufen auf der Straße, um Fahrgäste zu fischen, verbieten. Diese Instruktion, die zunächst für die dem Rat der Stadt unterstellten Chaisenträger galt, wurde mit geringfügigen Änderungen auch für die 16, später 24 Chaisenträger angenommen, die sich der Hof zu seiner



Die Sänfenträger, die sich ihre alte Genossenschaftsform noch heute in Gestalt einer G. m. b. H. bewahren, bei einer Beratung im alten Zunflokale. Vor dem Sprecher die alte Zunfllade.



Die erste Seite der „Instruction“ von 1709, die in vielen Punkten an die Autotaxenbestimmungen von heute erinnert.

besonderen Verfügung hielt. Diese „Korporation der Hofchaisenträger“, eine sich selbst verwaltende Körperschaft unter der Oberaufsicht des Hofmarschallamtes, hat die Stürme zweier Jahrhunderte überdauert und blüht heute wie je. Allerdings: die Chaisen haben heute meistens Ruh. Burden sie vor dem Kriege noch regelmäßig bei den Bällen des Hofes und den Festlichkeiten vornehmer Kreise in Benutzung genommen, so ist das heute nicht mehr zu oft der Fall. Immerhin kann man auch heute noch, wenn man Glück hat, eine der alten Chaisen, von zwei Männern im orangegelben Frack getragen, zwischen Trambahn und Autos hindurch ihren Weg suchen sehen, denn sie sind noch wohlgepflegt da und ebenso die Männer, die sie zu tragen wissen (das ist nämlich eine Kunst für sich). Hauptsächlich nimmt man sie heute noch für Umzüge, für scherzhafte Geburtstagsüberraschungen oder ähnliche Zwecke in Gebrauch.

Aber sie haben sich ja längst umzustellen gewußt, die Männer im Orangefracks mit silbernen Knöpfen und satt-

blauen Aufschlägen (so sieht die traditionelle Uniform aus). Seit dem Auftauchen der ersten „Giacres“ und „Stadtposten“ immer mehr in ihrer eigentlichen Tätigkeit beschränkt, wußten sich die Sänffenträger des Hofes in Botengängen und als Umzugshelfer, aber auch durch Schnitzen von Holzpantoffeln und Haushaltgerät einen kleinen Erfaß zu schaffen, bis sie in der Zeit kurz vor dem Weltkrieg durch Anschaffung einiger Wagen immer mehr zu einer angesehenen Expeditionsfirma wurden, der man mit Vorliebe schwierige und Vertrauen erfordernde Aufträge übertrug. Noch haben die Chaisenträger, die sich 1922 zu einer G. m. b. H. zusammenschlossen, ihr altes Lokal in einem malerischen Hof der Dresdner Innenstadt inne, aber in weiten Hallen vor der Stadt befindet sich ihre moderne Ausrüstung: Zwei mächtige Lastautozüge und eine ganze Anzahl weiterer Autos und Fuhrwerke legen Zeugnis ab von der Tatkraft und Unternehmungslust einer alten Genossenschaft, die Tradition und modernen Geschäftsgesicht vorbildlich zu vereinigen weiß.



Auch die Hofchaisenträger haben den zwischenzeitlichen Fortschritten in Technik und Verkehr ihren Tribut zollen müssen.

„Revolution“ auf der Sonne.

Von Walter Lammert.

Die neuesten Forschungsergebnisse über die Sonnenflecken. — „Sonnenwetter“ und Erdenwetter.

Der nachstehende Artikel berichtet über einige auch praktisch sehr wichtige neue Forschungsergebnisse, die sich mit der Bedeutung der Sonnenflecken für unser Wetter beschäftigen. Im Jahre 1937 ist eine sehr starke Sonnenfleckenaktivität zu erwarten, und die Wissenschaft ist jetzt in der Lage, aus derartigen Feststellungen gewisse Schlüsse auf die voraussichtliche Gestaltung des Wetters, die Häufigkeit von Wetterkatastrophen usw. zu ziehen.

Bereits vor längerer Zeit hat die Wissenschaft das Vorhandensein größerer und kleinerer Klimaschwankungen entdeckt. Die kürzeste Form dieser „Klimaperioden“ umfaßt einen Zeitraum von $11\frac{1}{2}$ Jahren. Das entspricht genau dem regelmäßigen Zu- und Abnehmen der Sonnenflecken, die zweifellos eine der wichtigsten Ursachen derartiger Klimaschwankungen sind. Schon früher kannte man die ausgeprägte Schwankung der Fleckenhäufigkeit, aber die Wissenschaft konnte sie zunächst in keine Beziehung zum Wettergeschehen auf unserer Erde setzen. Erst die Erkenntnis, daß unser irdisches Wettergeschehen im größten Maße von der Sonne abhängig ist, lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf die Vorgänge auf der Sonne selbst, zumal die neuere Forschung die physikalischen Erscheinungen auf der Sonnenoberfläche weitgehend klären konnte. Die Sonnenflecken erkannte man als riesige Wirbelstürme, die stark elektromagnetische Felder erzeugen. Außer den Sonnenflecken, die man gewissermaßen als Tausende von Kilometer tiefe Löcher von ungeheurem Durchmesser in der Sonne ansehen muß, gibt es noch Flammgarben, die von der Sonnenoberfläche in den Weltraum schießen und ebenso wie die Sonnenflecken mächtige Elektronenströme hinaus schleudern. Diese werden vom Lichtdruck in den Weltraum und bis in die Erdatmosphäre getragen, wo sie Aufstöße für den Wasserdampf darstellen und zu erhöhter Wolkenbildung führen. So hat man einen deutlichen Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und erhöhter Bildung von feinen Federwolken (Cirren) nachgewiesen. In den Tropen konnte man sogar eine Beziehung zwischen den Sonnenflecken und der Höhe der Niederschlagsmenge einwandfrei feststellen.

Die Sonnenflecken nehmen zu.

Besonders interessiert uns natürlich die Beantwortung der Frage, welchen Grad die Sonnenaktivität, wie sie sich in der Fleckenbildung äußert, in letzter Zeit gezeigt hat. Vor einigen Wochen wurde nun eine sehr interessante Mitteilung der bekannten Mount-Wilson-Sternwarte in Kalifornien veröffentlicht, in der festgestellt wird, daß gegenwärtig die Sonne immer „fleckeriger“ erscheint — das bedeutet also eine Zunahme der Tätigkeit auf dem Sonnenball. Da nun für Europa ebenfalls eine „Sonnenwarte“ besteht, die in Zürich ihre Zentrale besitzt, liegen auch europäische Messungen der Fleckenaktivität vor. In Zürich erhält die europäische Sonne, wie man so sagen könnte, für jeden Tag eine Zensur. Nach einem Verfahren, das sich als besonders einfach und zuverlässig erwiesen hat, wird die Fleckenhäufigkeit auf dem Sonnenball durch die schon erwähnten Relativzahlen ausgedrückt. Nach den neuesten Beobachtungen, die auf der bereits erwähnten periodischen Folge von Sonnenfleckenzunahme und -abnahme beruhen, befinden wir uns tatsächlich zur Zeit in einem Abschnitt des Anstiegs der Sonnenfleckenrelativzahlen zum nächsten Maximum. Die erste Welle dieses Anstiegs konnte man um den Jahreswechsel 1935/36 beobachten, es folgte dann während des Sommers 1936 ein gewisser Stillstand bzw. wieder ein Abklingen; seit dem vergangenen Herbst 1936 aber ist die Tätigkeit auf dem Sonnenball im starken Anstieg be-

griffen. Die entsprechenden Relativzahlen der Monate September, Oktober und November 1936 enthalten die Werte 75, 85 und 113. Der letztere Wert 113 ist ganz besonders hoch, denn Monatszahlen über 100 kommen nur selten vor und dann nur im Anschluß an das Stadium des Sonnenfleckenmaximums.

Sonnenflecken und Wetterkatastrophen.

Wir müssen nun nach dieser Betrachtung sachlich und nüchtern einmal die Wettervorgänge überprüfen, die sich im engeren west- und mitteleuropäischen Raum während des letzten Jahres ereignet haben. Sehen wir von den zahlreichen Unwetterkatastrophen des Sommers 1936 ab, so liefert allein der vergangene Herbst mit seiner ununterbrochenen Kette schwerer Orkane schon ein Material, das mit der Steigerung der obigen Relativzahlen bezeichnende Parallelen aufweist. Nach den Wettervorgängen zu urteilen, ist zweifellos in der Erdatmosphäre seit 1936 eine größere Unruhe eingetreten, die sich in extremen Wetterereignissen auswirkte. Die Orkane, die im Spätherbst 1936 den Ostatlantik, die Nord- und Ostsee heimsuchten, waren außergewöhnlich stark; ferner ist an die Katastrophen in USA. während des letzten Sommers sowie die verheerenden Laifune in Ostasien und die Wirbelstürme Mittelamerikas zu denken. Es ist unbestreitbar, daß sich die Erdatmosphäre seit einiger Zeit in einer starken Unruhe befindet, als deren indirekte Ursache mit hoher Wahrscheinlichkeit die zunehmende Annäherung an das Sonnenfleckenmaximum anzusehen ist.

Das letzte Sonnenfleckenmaximum hatten wir im Jahre 1928, es folgte das Sonnenfleckenminimum zwischen 1931 und 1935, verbunden bei uns mit Schönwetter Sommern und Regenarmut. Auf Grund der neuesten Beobachtungen ist anzunehmen, daß die gegenwärtige Fleckenzunahme schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1937 ihren Höhepunkt erreichen wird, 1937 also ein Jahr im Zeichen des „Sonnenfiebers“ ist. Diese Feststellungen der Wissenschaft bieten natürlich für die theoretische Beurteilung des kommenden Wetters einige recht wesentliche Unterlagen, wenn sie auch noch keine wirkliche Wettervorhersage in den Einzelheiten gestatten. Man kann aber aus den Vorgängen auf dem Sonnenball mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß die Unruhe in der Erdatmosphäre zunächst noch ihren Fortgang nehmen wird. Es wird weiterhin eine auffallende Neigung zu Schlechtwetter und Niederschlagsreichtum bestehen, und es ist verhältnismäßig häufig mit abnormen Wetterformen zu rechnen. In manchen Teilen der Erde, vor allem in den an sich schon unwetterreichen Zonen von Amerika und ganz Ostasien, besteht die Gefahr eines vermehrten Auftretens von Wetterkatastrophen. Wir werden diese Wetterunbilden hinnehmen müssen, wie Generationen vor und nach uns, denn es gibt in dieser Hinsicht wenigstens grundsätzlich „Nichts Neues von der Sonne“. Es ist auf diesem Gebiet wirklich alles schon dagewesen und wird sich alles wiederholen, nur daß in unseren Tagen die Wissenschaft in der Lage ist, aus den gegebenen Tatsachen zu lernen und neue Erkenntnisse zu erschließen, um sie dann auch in der Praxis nutzbringend einzusetzen.

„Die großen Deutschen.“

Ein Buchbericht von Professor Dr. W. Schneider, Köln.

I. Politik.

Unter dem Titel „Die großen Deutschen“ ist im Propyläenverlag in Berlin eine deutsche Biographie erschienen, als deren Herausgeber Willh. Andreas und Wilhelm von Scholz zeichnen. Das vierbändige, rund 2600 Seiten starke Werk verdient nach seiner Anlage wie Durchführung durchaus den Namen einer Neuerschöpfung. Die strenge Sachlichkeit der deutschen großen Biographien, ihre tiefgründige Wissenschaftlichkeit und Objektivität genießen mit Recht Weltruf. Aber sie sind in erster Linie Informationsquellen für den Wissenschaftler, wenden sich nicht an die weiten Kreise des Volkes. Nun gestaltet aber, wie die Herausgeber betonen, jedes Geschlecht sein Geschichtsbild neu, und es entspricht der Vorherrschaft der weltanschaulichen Betrachtungsweise unserer Zeit, daß einmal gerade die Zeiten der deutschen Geschichte in den Vordergrund treten, in denen bedeutungsvolle Umwälzungen vom Niedergang zu neuem Aufstiege führen, weil in solchen Wendezeiten am stärksten echte Führernaturen gestaltend das deutsche Leben befruchteten; zweitens aber gibt eine oft dichterisch durchglühete Darstellung — freilich nicht ohne die Gefahr der Subjektivität — den Persönlichkeiten eine lebendige Farbe, wie sie der strenge Stil selten erreicht. Denn das Werk will zugleich erziehen, der deutschen Jugend in den Ahnen Leitsterne weisen, zu denen sie aufschauen soll, ihr die Kraftquellen der Nation zeigen und eine Brücke von der Vergangenheit zur Zukunft schlagen.

Überall durchdringen sich die drei Gebiete der Politik, der kulturellen Entwicklung und der reinen Wissenschaft und Technik im Leben der Nation. Die Biographie folgt der Zeitfolge, weil so aus den Einzelbildern sich das bunte Leben der Nation kaleidoskopisch formt. Dem Berichterstatter sei es gestattet, die einzelnen Gebiete zusammenzufassen und zuerst die politische Gestaltung zu beleuchten.

Heute erscheint es uns als selbstverständlich, daß jede Darstellung deutscher Geschichte mit Arminius beginnt; und doch hatte ihn das Mittelalter völlig vergessen. Erst als Deutschland sich von der geistigen Herrschaft Roms frei machte, entdeckte ihn Ulrich von Hutten neu. Wir erkennen sofort in seiner Persönlichkeit die bevorstehende Entscheidung über Europa, die, wie Cäsar sah, nur zwischen Römern und Germanen fallen konnte. Indem Arminius in hinreißender Führergewalt das schlummernde allgermanische Bewußtsein wenigstens für den Augenblick der Entscheidung lebendig machte und die Verwelschung des rechtsrheinischen Landes verhinderte, gab er den Weg für eine deutsche Geschichte frei. Tragischer noch als sein Schicksal, der doch dem Stammeshader zum Opfer fiel, erscheint politisch das des sagenberühmten Ostgotenkönigs Theoderich, über dessen Volk und Königtum der Fluch der Heimatlosigkeit liegt. Die Riesengestalt Karls des Großen hat M. Linzel meisterhaft umrissen. Das schwere Problem „Karl — Widukind“ lief Gefahr, politischer Phantasterei ausgeliefert zu werden, bis Josef Goebbels erklärte, daß beide Gestalten der deutschen Nation ehrwürdig seien. Gewiß sind unsere menschlichen Sympathien auf Seiten der um ihre Freiheit ringenden Sachsen; aber ohne Karls Durchgreifen wären die Sachsen und die Griechen zu den Dänen und Angelsachsen gegangen und wäre der Kern Europas sehr wahrscheinlich ein dauernder Besitz der Slawen geworden. Daß Karls Nachfolger des Vaters Bemühungen um die Schätze germanischer Vorzeit sinnlos vernichtete, kann dessen Verdienst nicht schmälern. Der Zentralismus seines Staates hat den bedenklichsten Keim im politischen Wesen unseres Volkes, den Stammespartikularismus, doch wenigstens gebändigt. Man darf nicht vergessen, daß im Osten die Stämme älter waren als das „Volk“, daß der „Herzog“ fester stand als der König, daß also die deutsche Geschichte im Zeichen des Partikularismus beginnt. In diesem Zusammenhang ist es zu bedauern, daß der Gestalt Heinrichs I. nicht ein besonderer Aufsatz gewidmet ist. Muß man sich bei seiner Bewertung auch vor Überschätzung hüten; so ist doch das, was er, mehr Herzog als König, für Deutschland geleistet hat, schicksalhaft geworden: die Sicherung des deutschen Lebensraumes gegen die Slawen bis zur Oder und bis Böhmen und die staatsrechtliche Grundlegung des Reiches als Staatenbund mit monarchischer Spitze. Klar und eindringlich tritt die Überwindung dieses Partikularismus bei

Otto dem Großen hervor, der in die Bahnen karolingisch-imperialer Tradition zurücklenkt und auf dem Fundament der Reichskirche den Einheitsstaat errichtet. Die oft geschmähte Italienpolitik Ottos und seiner Nachfolger wird kurz, aber scharf als Ausfluß des christlich-deutschen Lebensgefühls und zugleich als sehr realpolitisches Streben nach einer festen Basis für den Anschluß an den Weltverkehr Konstantinopel—Frankreich behandelt, dessen Brückenkopf Venedig und die Lombardei waren. Man darf nicht vergessen, daß die Eroberung des Ostens im 10. und 11. Jahrhundert sich noch nicht „lohnnte“ und die Schwaben und Bayern nie geneigt und begeistert hätte, da jede nationale Expansion sich in Richtung des geringsten Widerstandes und des größten Gewinnes bewegt. Scharf zeigt Karl Hampe die Tragik im Leben Heinrichs IV. auf und die verhängnisvolle Bildung des politischen Katholizismus durch Gregor VII., der die Seelen der deutschen Fürsten für Jahrhunderte vergiftete und dem Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum jenen unheimlichen Zug konsekrierter Verrats gab, der auch unser Urteil über die gesamte Hohenstaufenzeit unsicher macht.

So erscheint Friedrich Barbarossa als ein tragischer Charakter, beladen mit allen Spannungen zwischen der frühmittelalterlichen Welt und einer aufsteigenden, wirtschaftspolitisch stärker bedingten Entwicklung, besonders in seinem Verhältnis zu Heinrich dem Löwen. Wie damit ein Zurückdrängen des freien Bauernstandes zusammenhängt, dessen kriegerisch-politische Leistung an den Ritterstand übergeht, wird plastisch geformt; ebenso wird man der Darstellung der auf rein dynastischem Denken beruhenden, die neue West-Ost-Bewegung des deutschen Volkes bis Novgorod aber mit genialem realpolitischem Weitblick benutzenden Kolonisationsarbeit Heinrichs durchaus bestimmen können.

Die Tragödie der problematischsten, deutschfremdesten und merkwürdigerweise gerade vom Volksglauben lebendig erhaltenen Kaiserpersönlichkeit, Friedrichs II., wird geschickt verflochten mit dem Schicksal seiner Vorgänger, unter denen der Papst die Zerstörung der kaiserlichen Macht dank der pflichtbergessenen und zugleich politisch törichteren Haltung der deutschen Fürsten eigentlich schon erreicht hatte. Aus diesem beginnenden Chaos hebt sich erfrischend und in die Zukunftweisend die Gestalt Hermanns von Salza heraus, des ersten deutschen Staatsmannes, der wirklich raumpolitisch dachte. Die Sicherung der preussischen Kolonisation des Deutschen Ritterordens durch Stützpunkte im Reich, ehe sie begann, stellt Jürgen Uhlde ebenso plastisch dar wie die Entwicklung Preußens zum Muster eines sozialen Staates, in dem der einzelne nichts, die Idee alles galt. Die Reversoite des sich selbst ergänzenden Ordensregiments zeigt das Schicksalsbild Heinrichs von Plauen, des Retters der Marienburg nach dem Zusammenbruch einer überlebten Ordnung bei Lannenberg am 15. Juli 1410. Ein finsterner Held, von Not und Unglück umwittert, schroff und gewaltsam, so steht Heinrich vor uns, eine mächtige Führernatur in einer feigen, unheroischen Zeit.

Es ist bezeichnend, daß als die nächste rein politische Persönlichkeit von Bedeutung Wallenstein erscheint, was ein Vakuum von über 150 Jahren bedeutet. In der Tat fehlen den Trägern der deutschen Politik jener Zeit die großen menschlichen Züge wie die Folgeschwere ihrer Taten, die allein die Gestalten vergangener Zeit interessant machen. Zugleich aber offenbart sich an dieser Stelle, daß der Titel „Die großen Deutschen“ gefährlich ist. Ein solches Urteil wird immer subjektiv bleiben, je nachdem es von politischer, künstlerischer oder ethischer Grundlage aus gefällt, mit Rücksicht auf die Absicht oder den Erfolg begründet wird. So leben Rudolf von Habsburg und Karl IV., die keine „großen Deutschen“ sind, in ihrer Wirkung bis in unsere Zeit fort; denn unter ihnen wurden jene deutschen Landesstaaten ausgebaut, die den Charakter des deutschen Lebens für Jahrhunderte gestalteten. Nicht mehr in der Stammesart wurzelt seit dem 14. Jahrhundert der deutsche Partikularismus, er wird dynastisch und staatlich. Weil aber diese Staaten klein sind, wird das politische Denken kleinlich, und den politischen Persönlichkeiten fehlt der große Zug, das mächtige Wollen. Entbehren wird der kundige Leser eine Schilderung Maximilians I., so problematisch seine Gestalt auch ist, während Karl V. fremd war in

Deutschland wie nur je ein Welscher. Durch ihn sinkt Deutschland zum Nebenland und Aufmarschgebiet für Habsburgs Kämpfe gegen Bourbon auf zwei Jahrhunderte hinab.

Einzig Luther und Ulrich von Hutten ragen als politische Gestalten aus dieser Öde hervor. Aber ersterer hat nie politischer, sondern nur religiöser Kämpfer sein wollen, und leider hat Fr. Vogarten mit einer einseitig theologisch-philosophischen Ausdeutung Luthers mächtige Persönlichkeit in keiner Weise erfaßt. Wenn ein Mann schicksalhaft für die gesamte nationale Kultur seiner Deutschen war, dann Luther. Auch die vorzügliche Darstellung Huttens, des ersten völkischen Nationalisten, der die politische und geistige Unabhängigkeit Deutschlands in seinem „Arminius“ mit einer Unbedingtheit verherrlichte wie erst wieder Kleist in seiner „Hermannschlacht“, gehört doch mehr dem kulturellen Gebiete an.

Aus dem Grauen des Dreißigjährigen Krieges ragen im Gedächtnis der Nachwelt zwei Namen unvergänglich auf, Wallenstein und Gustav Adolf. Ersterer verdankt seine Unsterblichkeit zum Teil dem Genius Friedrich Schillers. Seine Persönlichkeit steht trotz allem fremd in der deutschen Geschichte. Die Fruchtlosigkeit seines Lebens beruht auf der Kluft zwischen seinem Planen und Handeln, zwischen der Kraft seines Denkens und dem Zögern seines Willens. Hierin sieht Wilhelm Wostny mit Recht den Kern des Wallensteinproblems. Weil ihn an den Kaiser wie sein Heer an ihn nur egoistisches Interesse band, verlor er gegen seinen Herrn ein Doppelspiel; im entscheidenden Augenblick verriet ihn sein Heer. So zerrannen beide Pläne, deren Ausführung ihn zu einem Großen der deutschen Geschichte gemacht hätte: die Herbeiführung eines Friedens unter Ausschluß der Mächte Spanien, Frankreich und Schweden bei Gleichberechtigung der Konfessionen und die Aufrichtung jenes „Wohlfahrtsstaates“, wie er ihn in seinen Herrschaften mit genialer Organisationskraft und weit vorausschauendem Wirtschaftssinn aufzurichten begonnen hatte, ein Vorläufer der Fürsten des aufgeklärten Absolutismus.

Es ist bedauerlich, daß man seinem Gegenspieler Gustav Adolf keinen Platz eingeräumt hat. Er hat mehr deutsches Blut in den Adern als Wallenstein und Prinz Eugen und gehört als ein bedeutender Faktor in die deutsche Geschichte. Wenn er leben geblieben wäre und seinem Neffen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den er als seinen zukünftigen Nachkommen zum Herzog von Franken machen wollte, das gesamte Ostseereich hinterlassen hätte, hätte Ludwig XIV. wohl nicht die Pfalz verwüftet und deutsches Land geraubt, und die politische und geistige Einheit der deutsch-nordischen Welt wäre damals Lausache geworden. Mögen das Phantasien sein — die Erringung der Glaubensfreiheit, die jener Brandenburger dann zum Staatsprinzip erhob, das Vorbild merkantilistischer Wirtschaftskunst, der Bauernfürsorge, des Bergbaus, Straßen- und Kanalbaues und vor allem einer nationalen Armee, deren Fundament die Ehre war, hat er dem Großen Kurfürsten und damit dem deutschen Volke als bleibendes Geschenk hinterlassen.

Paul Wenzke hat das Bild Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, eindringlich und überzeugend gezeichnet, dessen „Persönlichkeit den Ausgangspunkt bildet zur Gewißheit vom Eigenwert einer deutschen Kultur“. Eugen von Savoyen, den Reinhold Lorenz schildert, war von Abstammung Italiener, Franzose der Geburt nach, ein Diener Habsburgs, das er zur europäischen Großmacht erhob — und lebt im Volksliede fort als einer der großen Heerführer der deutschen Geschichte. Seine Bedeutung liegt darin, daß er die Spannungen zwischen abendländischer und orientalisches-türkischer Kultur wie zwischen Habsburg und dem „Reich“ in der Verpflichtung, letzteres gegen Bourbon zu schützen, erkannte und zu meistern suchte. Seine Besiedlung des Banats und Siebenbürgens versetzt ihn unter die großen Pioniere des Deutschtums, und als deutsch hat das Volk den „edlen Ritter“ empfunden.

Eine kurze, aber treffende Charakteristik gibt Hans Roessler von der vielverkannten, von inneren Gegensätzen erfüllten Persönlichkeit Friedrich Wilhelms I., des Schöpfers des Begriffs „Preußentum“. Aus dem Erbgut seiner Ahnen werden diese Widersprüche hergeleitet, aus dem ausgesprochen fälschen Typ die merkwürdige Mischung zwischen Jähzorn und tiefer Melancholie. Er fühlte sich als Erzieher seines Volkes; der Riesenkampf und die Riesenarbeit seines Lebens haben etwas Heroisches an sich. Die Aufrichtung der Armee und die Gründung des preussischen Beamten-tums werden mit Schmollers Urteil gewürdigt, der ihn den „größten inneren König Preußens“ nennt. Treffend sind die Worte: „Durch ihn

und das Preußentum ist die Welt um eine besondere Art, zu leben, zu dienen und, wenn es not tut, auch zu sterben, reicher geworden.“

Eine schwierige Aufgabe löst Willy Andreas in der Behandlung des Lebens Friedrichs des Einzigen, das man in der Tat „nur würdigen, nicht erzählen kann“. Diese Würdigung ist scharf pointiert. Das Ahnenerbe wird untersucht: „Vielleicht resultiert aus der Mischung germanischer und romanischer Elemente die ungläubliche Spannweite seines Wesens: die Leichtigkeit und Helle des Verstandes, Ironie und Spottsucht, Ekstase, andererseits Himmelstürmertum nordischer Art, die Zähigkeit des Niederdeutschen.“ Sein Verhältnis zu den Franzosen kennzeichnet Voltaires Wort nach Rosbach: „Jetzt hat er alles erreicht, was er sich immer ersehnt hat, den Franzosen zu gefallen, sich über sie lustig zu machen und sie zu schlagen.“ Irreführend kann der wiederholte Ausdruck „Reichsentfremdung“ wirken, wenn er als gegen Deutschland gerichtet verstanden wird. Friedrich mußte rein preussisch handeln, damit seine Nachfolger die deutsche Frage lösen konnten. Durch ihn brachen das nordische Stammestum des Ostens und die protestantische Staatsidee die Vormacht des Südens und Westens des Reiches.

Von den Führern der Freiheitskriege ist Hermann Ullmann der gewaltigen, prophetisch in die Zukunft weisenden Persönlichkeit des Freiherrn vom Stein im allgemeinen gerecht geworden, wenn auch die Bezeichnung „Fragmentist“ unglücklich ist. Stein war Bürger eines Deutschlands, das der Zukunft angehörte, aber sein Lebenswerk ist kein Fragment, sondern die ewige Tat eines Samanns für die Jahrhunderte. Leider ist es im Rahmen dieses Berichtes nicht möglich, auf die Lebensbilder der Männer einzugehen, die sich um Stein scharten zur Befreiung des Vaterlandes, Scharnhorst, York, Blücher, Gneisenau, Boyen und andere. Sie treten, jeder mit Liebe und Verständnis gezeichnet, zu einem überraschend lebendigen Kongreß hingebendster Vaterlandsliebe vor dem Leser zusammen. Weniger gelungen erscheint mir das Bild der Königin Luise von Karl Griewank, das mit einer gewissen überheblichen Leutseligkeit gezeichnet ist. Ganz abwegig ist die Idee, Stein habe „mit grimmiger Verachtung auf alles höfische Leben und, wie sie spürte, auf sie selbst als schwächliche ‚Kemmelette‘ herabgesehen“.

Scharf, aber gerecht ist Griewanks Kritik an Steins ihm so unähnlichen Nachfolger Fürst Hardenberg: „Kein Gestalter von geschichtlichen Bewegungen wie Stein, aber ein politischer Könnner nach Maßgabe der gegebenen Mittel.“

Die Kämpfe um die Errichtung des neuen Deutschen Reiches verlebendigen ausgezeichnete Lebensbilder Kaiser Wilhelms I. und seiner drei Paladine. Besonders wird die weniger bekannte Gestalt des Altpreußen Noon durch die meisterhafte Darstellung von Erich Marcks vielen Lesern menschlich nahegebracht werden. Den Übergang zu der Zeit des Weltkrieges vermittelt der Heerführer Alfred Graf von Schlieffen, den man zu seiner Zeit einen Schwarzseher schalt und der doch der Prophet echten Führertums war, wenn er vom Führer verlangte, daß ihn „etwas Übermenschliches, Überirdisches, nenne man es Genie oder wie man es will, durchdringe. Der Feldherr, der die Übermacht besiegen will, muß an seine höhere Mission glauben.“

Aus dem Weltkrieg hat der Vizeadmiral Adolf von Trotha zwei Gestalten festgehalten, Alfred von Tirpitz und Reinhard Scheer. Mit genauester Kenntnis und klarstem Urteil geschrieben, getragen von einem warmen Gefühl der Kameradschaft, sind die beiden Skizzen von wunderbarer Frische.

Schlicht, tragisch und düster erscheint das heroische Leben und Sterben Albert Leo Schlageters von Paul Wenzke, von dithyrambischem Schwung getragen die Verherrlichung des Todes von Horst Wessel, die Willfried Bade schrieb.

Den Schluß des Werkes bildet die knappe, aber scharf umrissene Würdigung Hindenburgs. Man kann dessen Wesen in der Tat nicht besser charakterisieren als durch sein lakonisches Telegramm ins Hauptquartier am 22. August 1914: „Ich bin bereit.“ Aus dem Bereitsein, in die Dresse zu springen, die kein anderer ausfallen konnte, ist er bis an sein Lebensende nicht mehr herausgekommen.

So schließt sich der Kreis zwischen zwei Männern, die beide, wie Tacitus von Arminius sagt, „ohne Zweifel Befreier Deutschlands“ waren. (Schluß folgt.)

Die Rundschau



via Condor Syndikat
 Herrn Hauptschriftleiter
 Debus
 "Das Werk"
 Breitestrasse 67
 Düsseldorf
 Deutschland

Ein Brief fliegt übers Meer.

Berlin-Südatlantik-Santiago de Chile-Südatlantik-Düsseldorf.

Aus dem Begleitbrief: „Es ist unser Wunsch, Ihnen aus Anlaß des 250. Transozeanfluges auf der Luftpoststrecke zwischen Deutschland und Südamerika unsere Grüße zu senden. Daß wir dazu einen viele tausend Kilometer weiten Umweg benutzen, hat einen besonderen Grund: der Jubiläumsbrief soll Ihnen eine kleine Freude bereiten, er soll Ihnen zugleich aber auch beweisen, wie schnell ein Brief von Deutschland nach Südamerika und wieder zurück fliegen kann.“

Deutsche Lufthansa Aktiengesellschaft.

Vor dreieinhalb Jahren nahm die Deutsche Lufthansa als erste Luftverkehrsgesellschaft den regelmäßigen Transatlantikluftpostdienst auf. Von Jahr zu Jahr konnte die Geschwindigkeit, mit der ihre Flugzeuge die 15 300 Kilometer lange Strecke von Frankfurt (Main) nach Santiago de Chile bewältigen, gesteigert werden. Von Jahr zu Jahr wuchs auch das Postaufkommen. Mindestens 60 000 Briefe sind es, die heute auf jedem Fluge befördert werden, und insgesamt haben 13 Millionen Luftpostbriefe bis jetzt den Südatlantik überflogen. Das ist eine einzigartige Leistung des deutschen Luftverkehrs und zeugt von dem wirtschaftlichen und politischen Wert dieser Verbindung, die zugleich die schnellste interkontinentale Luftverkehrsstrecke der Welt ist.

Die Schriftleitung „Das Werk“ erwidert die ihr anlässlich des 250. Transozeanfluges von der Deutschen Lufthansa zugegangenen Grüße „Berlin via Südamerika“ auf das herzlichste und bittet, ihre Wünsche vor allem den namenlosen Helden der Transozean-Handelsluftfahrt zu übermitteln, die als Flugzeugführer, Bordfunker oder auf den schwimmenden Flugzeugstützpunkten im Südatlantik zu einer Fliegerkameradschaft zusammengeschweißt sind, über der der Wahlspruch leuchtet: Alles für Deutschland!

Drei Deutsche kommen nach Barranquilla.

Von Josef Maria Frank.

Es war im Jahre 1920, als vorerst zwei Deutsche mit etwas sehr merkwürdigem Reisegepäck nach Barranquilla kamen. Es war die Zeit, in der Deutschland nach einem verlorenen Krieg von einem brutalen Friedensvertrag zu Boden getrampelt und von Revolutionen und ihren Nutznießern ausgeplündert daniederlag. Für „Männer“ schien in Deutschland kein Bedarf zu sein; die beiden aber waren ziemlich von Sturm und Wetter mitgenommene Männer mit viel Latlust und Latkraft. Sie hatten sich in der Welt umgesehen und dabei herausgefunden, daß Kolumbien gerade das

rechte Land für sie und sie gerade die richtigen Leute seien, Kolumbien sein Verkehrsproblem zu lösen. So waren sie kurz entschlossen ausgewandert, und so landeten sie in Barranquilla. Ihr Reisegepäck aber waren zwei schöne, brave Flugmaschinen.

Diese Männer waren F. W. Hammer, ein ehemaliger Kriegsflieger, und der Flugzeugingenieur Schnurbusch. Sie kamen sozusagen als die Handlanger einer guten Idee, der aber zum rechten Durchbruch und zur zukunftsicheren Durchformung noch der rechte „Kopf“ fehlte — er sollte

bald in der Person des eigentlichen Schöpfers und Führers der heutigen „Scadta“, Dr. von Bauer, zu ihnen stoßen. Es waren Männer mit Elfbogen und praktischer Erfahrung, dazu mit Weitblick und dem erforderlichen Schuß gefunden Optimismus.

Schon 1920 fingen die beiden erstgenannten an. Sie kümmerten sich nicht darum, ob man sie als „narrische Gringos“ verlachte oder als „arme Kerle“ bedauerte. Sie bauten sich ihre beiden mitgebrachten Junkermaschinen nach einigen Probeflügen für die tropischen Verhältnisse um und gründeten dann mit ihnen ihre „Sociedad Colombo-Alemana De Transportes Aëros“. „Klein muß man starten“, sagten sie, „um groß zu landen!“ Sie flogen, wie man sie brauchte, jederzeit bereit. Sie transportierten, was man wünschte, wenn es nur in die „Kisten“ hineinging: Frachten, Eilpakete, Musterkoffer, auch Menschen und vor allem Gold, das sich bald als wichtigstes und lohnendstes, wenn auch delikates Hauptgeschäft herausstellte.

Ihre Sache stolperte noch in den Kinderschuhen, als ganz durch Zufall der erwähnte Dritte, Dr. von Bauer, von Hause aus Geograph und Spezialist in der Erforschung Ostkolumbiens, zu ihnen stieß. Die zwei und ihre Idee gefielen ihm, und er hatte zufällig etwas Kapital, das die beiden wieder sehr gut gebrauchen konnten. Der Geograph überlegte nur kurz, warf dann Professur und Forschungsreisen über Bord und stieg ein mit seinem Kapital, ein Optimist und der Kopf der zukünftigen Organisation und Gesellschaftsentwicklung. Das war damals schwerer getan, als heute gesagt; denn damals war Verkehrsfliegerei noch so gut wie unbekannt, Kapitalisten riskierten lieber ihr Geld in den beginnenden Wälutenspekulationen oder im Stummfilm, nur wenige Menschen auf der Erde waren damals davon überzeugt, daß „Fliegen“ eine Zukunftssache sei — Flugmaschinen hatten damals noch die Tendenz, mehr abzustürzen als zu fliegen. Trotzdem sprang von Bauer ein, ihm folgten bald andere, so Albert Liesjen, der neben Generaldirektor von Bauer der kaufmännische Direktor wurde, und der Diplomingenieur Hermann Kuehl, der heute der Manager der Scadta ist. Die kleine „Luftkutschenfirma“ dehnte sich aus, es kamen neue Maschinen, es kamen aus Deutschland Piloten — alte Jagdfliegerkameraden und junge Hansa-Dachse, aber alle besaßen von dieser Idee, die siegen mußte; es kamen Mechaniker, Handwerker und Junker aus der Heimat, einer zog den anderen nach. Und es ereignete sich das Wunder. Skeptiker und Pessimisten und Lächler von gestern machten plötzlich erstaunte Augen: die „Scadta“ setzte sich durch. Über Nacht wurde Kolumbien, lange vor allen anderen Ländern, „Luftbewußt“.

Die famosen Piloten, die soliden Maschinen und ihre braven Betreuer, die technischen und Streckenorganisatoren, erhielten Gelegenheit, deutsche Zuverlässigkeit und deutsches Pioniertum zu beweisen. 1924 mußte so schnell als möglich der neugewählte Präsident Ospina zum Regierungsantritt nach Bogotá; er entschloß sich, statt des Heckraddampfers auf dem Magdalena die Scadta-Maschine zu wählen. Ospina flog, Kolumbien sah und — die Scadta siegte. Es war das erstmal, daß sich ein Staatspräsident mit seiner Begleitung auf dem Luftwege zur Hauptstadt zur Übernahme seines neuen Amtes begab. Er brauchte nur sechs Stunden, um anzukommen und lachend zu erklären, daß dieser Flug sein größtes Erlebnis sei, und daß die Sicherheit der deutschen Maschinen und Piloten für ihn ohne Zweifel dastünde. Kolumbien hörte, und der Erfolg blieb nicht aus. Die regelmäßige Durchführung eines Verkehrsflugplanes war gesichert, die gleichmäßige Steigerung der Passagier- und Frachtzahlen war das nächste Ergebnis, das die grandiose Idee der drei Deutschen von Barranquilla, des Fliegers, des Ingenieurs und des zu ihnen gestoßenen Organisations, glänzend bestätigte. Kolumbiens Verkehrsproblem war gelöst. Im Siege der Scadta aber hatte auch Deutschland gesiegt, das so schon große Ansehen steigerte sich zur Bewunderung.

Ein erstaunliches Werk der Scadta-Deutschen begann: Flugplätze und Flughäfen wurden angelegt, Flugstrecken wurden festgelegt, technische Bauten und Funkanlagen wurden errichtet.

Das ist leicht gesagt. Die Zwischenlandungs-Flugplatzanlage zum Beispiel von Marcos im Sumpflagenengebiet des San Jorge konnte nur so errichtet werden, daß jedes Teilchen der Anlage mit Flugzeugen herangeschafft und dann zusammenmontiert wurde: Baumaterial für Baracken, Ersatzteile, Reparaturlager, Maschinen, Betriebsstoff, Lebensmittel, Funkanlagen usw. In Barranquilla, in Medellín, Bogotá und an anderen

Plätzen entstanden Hangars, Großbauten mit Werkstätten und Ersatzteil-lagern, die für jeden vorkommenden Fall und auf mindestens drei bis fünf Monate — so lange dauert der Nachschub aus Europa oder den Staaten —, also stets mit einer Vielzahl von Ersatzteilen, gerüstet sein mußten; mit Werkstätten, die wiederum so eingerichtet wurden, daß sie im Notfall ganze Maschinen umbauen oder aus anderen ergänzen, daß sie Motoren durchprüfen und selber reparieren konnten, also Werkstätten mit kompliziertesten Maschineneinrichtungen und erfrangigen Mechanikern und Sacharbeitern, die wiederum aus Deutschland kamen. Es entstanden eigene kleine Raffinerien, um in der Dfrage auf eigenen Füßen zu stehen; eigene Laboratorien, in denen Radioingenieure ganze Funk- und Peilanlagen, Empfänger, Ersatzteile und Spulen bauten; eine wissenschaftliche Abteilung, die mit kompliziertesten, durchweg deutschen Apparaturen die Strecken photographierte und die Kartenaufnahme des Landes und die Reproduktion der Karten durchführte; ein Wetterdienst wurde auf eigene Beine gestellt. Die besonders gelagerten Verhältnisse der Tropen und des Nachschubs zwangen, in allem, im größten wie im kleinsten, Selbstversorger und eigener Fabrikant zu sein; es ergab wieder ein Kollektivum an Menschen- und Sachmaterial, das einzig dastehet und Sinn und Schaffenslust der Gemeinschaftsidee grandios bestätigt. Zu allem kam noch die seit den Anfängen bestehende Posteinrichtung der Scadta, die beipielllos dastehet und heute das größte private Luftpostunternehmen der Welt ist und — ein Kuriosum in der Briefmarkengeschichte — von 1921 bis 1931 sogar eigene „Scadta“-Luftpostmarken herausgab, die im Weltpostverkehr wie jede andere staatliche Marke galten. So rüstete die Scadta; die Zeit und etwas Glück halfen ihr weiter.

1924 — Folge innerpolitischer und Anleihekrisen — kam es in Bogotá zu einer Finanzpanik mit einem gefährlichen Run auf die Banken, die schließlich geschlossen werden mußten. Es drehte sich darum, schnell zu handeln, die Banken wieder zu öffnen und geldmengenmäßig zu stützen, bevor die Panik auf andere Städte übergreifen konnte. Mit allen zur Verfügung stehenden Maschinen sprang die Scadta ein — sie übernahm den Eiltransport der über Nacht in der neugegründeten Staatsbank gedruckten Banknoten. Als am anderen Tage die Banken wieder geöffnet wurden und das Publikum entdeckte, daß es von seinen Konten so viel Geld abheben konnte, wie es nur wollte, war der Run gebrochen und das Vertrauen wiederhergestellt. Für das Land aber war eine Katastrophe vermieden, die verheerende Folgen gehabt hätte.

Das Hufarensstückchen der Scadta verband Staat und Scadta innig. 1930, als Olaya Herrera zur Durchführung der Wahlpropaganda für seine Präsidentschaftskandidatur einen durchschlagenden Schnelligkeitsrekord brauchte und kurzerhand eine Scadta-Maschine für einen sensationellen Fünfwochenflug durchs ganze Land charterte und tatsächlich „im Fluge“ seine Wähler gewann, war Kolumbien endgültig für den Luftverkehr gewonnen. Der Kapitalist wie der Indio waren nun überzeugt von dieser Sache, die nicht teurer ist als Heckraddampfer und Mulakarawane und in so viel Stunden überall hinbringt, wie man sonst Tage brauchte...

Von jenem Tage aus gesehen, als zwei deutsche Männer mit nichts anderem als zwei Junkermaschinen und einer Idee nach Barranquilla kamen, bis heute — es ist eine Geschichte, die romanhaft klingt und doch Wahrheit ist. Eine Wahrheit, die die Scadta groß machte und so auch für Deutschland siegte.

Als ich in Medellín auf dem Flugplatz stand, stieg deutlich dieser Sieg vor mir auf: Fünf je zwölfzylinderige Maschinen, alle bis auf den letzten Platz ausverkauft oder besetzt, hoben sich aus dem Feld — drei je dreimotorige Landmaschinen, von denen eine von Cali, eine von Bogotá kam und eine nach Buenaventura am Pazifik flog, sowie zwei Amphibium-Flugzeuge, die beide nach Barranquilla bestimmt waren. Die Passagiere setzten sich aus allen Kreisen zusammen: Kaufleute, Touristen, Vertreter, zu Besuch fliegende Kleinbürger, Bankiers, Pflanzler, Kleinhändler und Indios mit malerisch umgeworfener Ruana. Im täglichen normalen Flugplan werden heute auf vierzehn Flugstrecken rund siebentaufend Kilometer zurückgelegt. Kreuz und quer wird das Land dabei überflogen, vom Atlantik bis zum Stillen Ozean, von Panama bis Bogotá, von Barranquilla bis Cali und Tumaco; Urwald und Cordilleren, Riesenströme und Sümpfe, Savannen und Planos werden überbrückt. Zwölf deutsche Piloten mit sechzehn deutschen Mechanikern, unterstützt durch eine Werkgemeinschaft

von rund 150 deutschen Arbeitskameraden, versehen diesen Dienst mit sechs Junkermaschinen, fünf dreimotorigen Landmaschinen, einer dreimotorigen Wassermaschine sowie fünf zweimotorigen Amphibien.

1920 kamen zwei Deutsche nach Barranquilla, heute erhebt sich dort das eben eröffnete, mit allen modernen Schiffen und Zentralluftpostamt ausgerüstete Direktionsgebäude der Scadta als ein mächtiges monumentales Wahrzeichen Barranquillas. Oder, was manchen noch eher überzeugen mag: die Scadta ist wohl die einzige internationale Luftverkehrs-AG., die ohne staatliche Subvention arbeitet und dabei noch Dividenden ausschüttet; die letzte für das Geschäftsjahr 1935 betrug zehn Prozent!

Drei Deutsche trafen sich in Kolumbien, sie arbeiteten und — siegten. Das ist die ganze, romanhaft klingende und nüchtern wahre Geschichte der „Scadta“.

[Entnommen aus der Monatschrift „Die Literatur“ mit Genehmigung der Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin, aus dem 1936 dort erschienenen Buche: „Paradies mit Vorbehalt“ (Bilanz einer Westindienreise) von Josef Maria Frank (Pappe 6,80 RM., Leinen 7,80 RM.).]

NPOL. fährt ein!

Vom Bergwerkeinsatz der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten.

Aus der „Deutschen Bergwerkszeitung“.

In diesen Tagen beenden 174 Jungmänner der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten ihren achtwöchigen Einsatz in Bergwerken des Ruhrreviers. Die Arbeit im Bergwerk wird in Zukunft obligatorisch für alle Jungmänner der NPOL. sein.

Adolf Hitler hat in seinem Buch „Mein Kampf“ ausführlich über die Erziehung der Jugend im völkischen Staat geschrieben. In erster Linie Heranzüchtung kerngesunder Körper, erst in zweiter Linie Entwicklung der geistigen Fähigkeiten. Hier aber wieder an der Spitze die Entwicklung des Charakters, besonders die Förderung der Willens- und Entschlußkraft, verbunden mit der Erziehung zur Verantwortungsfreudigkeit, und erst als Letztes die wissenschaftliche Schulung. Wobei gleich zu bemerken ist, daß die wissenschaftliche Schulung nicht hinter der in den höheren Lehranstalten zurückbleibt, da hier ja eine Auslese der Begabtesten zusammengelassen ist.

In den Nationalpolitischen Erziehungsanstalten ist dieses Ideal völkischer Jugendzucht am vorbildlichsten verwirklicht. Sie sind zumeist aus früheren Kadettenanstalten hervorgegangen und bestehen seit Mitte 1933. Ihr Ziel ist, wie der Leiter der Anstalt Plön, Standartenführer Zimmermann, bei einer besonderen Gelegenheit vor westdeutschen Pressevertretern ausführte, „die sorgfältige Erziehung einer charakterlich, geistig und körperlich auserlesenen Jugend auf soldatischer Grundlage zu führungsfreudigen Männern größter Leistungsfähigkeit und echter nationalsozialistischer Gesinnung“.

Eine kurze Übersicht über die pädagogische Methode dieser Anstalten wird in diesem Zusammenhang interessieren. Die Auslese wird in Verbindung mit der Hitlerjugend und den Schulbehörden von den Anstalten selbst vorgenommen. Jede Anstalt — es bestehen bisher zehn preussische, eine anhaltische, eine sächsische und eine württembergische Anstalt — hat eine Stärke von 300 Jungmännern. Die Jungmänner sind in Hundertschaften und Züge (Klassen) eingeteilt. Aufnahme mit dem zehnten Lebensjahr, acht Jahre Schulzeit. Der Tagesverlauf ist so, daß der Morgen der wissenschaftlichen Arbeit, der Nachmittag der Körperschulung gehört. Pflicht für jeden Jungmann ist Erwerb des Sportabzeichens, des Führerscheins, des Segelflugscheins. Eine dreitägige Frühjahrsübung, eine zwölftägige Herbstübung, die sich in wehrsportlichen Formen hält, In- und Auslandsfahrten, Arbeit im Landdienst ergänzen die Anstaltsausbildung.

Das Programm zeigt, daß hier ein scharf umrissenes Ziel erstrebt wird, die Heranbildung von Persönlichkeiten, die Menschen führen sollen. Es gibt ja auch noch andere Ziele, zu denen man hochbegabte junge Menschen erziehen kann, denn zum Beispiel Künstler sind in der Regel nicht zur Menschenführung berufen. Aber das pädagogische Ideal zeigt, wie stark diese Schulen auf das staatspolitische Ziel, von dem wir eingangs sprachen, abgestellt sind. Staat, Partei, Wehrmacht, Wirtschaft brauchen Führer,

und es war interessant, zu hören, daß die abgehenden Abiturienten sich alle für eine dieser vier Gruppen entscheiden.

In einer dieser Schulen, es war Spandau, tauchte nun im vorigen Jahr der Gedanke auf, die Schüler für eine Zeit aus dem Schulbetrieb herauszunehmen und sie an den härtesten und schwersten Platz zu stellen, den wir im Arbeitsleben haben, ins Bergwerk. Der Plan wurde mit Idealismus und persönlichen Opfern durchgesetzt. Es ist interessant, zu beobachten, wie diese Schulen jetzt schon, nach so kurzer Zeit ihres Bestehens, ein so starkes Eigenleben entwickeln, daß sie aus sich heraus neue Formen schaffen. Dieser erste Versuch, der auf der Zeche Constantin in Bochum mit tatkräftiger und bereitwilliger Unterstützung der Leitung durchgeführt wurde, bewährte sich so gut, daß in diesem Jahr der planmäßige große Einsatz begonnen werden konnte. 174 Jungmänner der Anstalten Bensberg, Köslin, Plön, Spandau und Stuhm verfahren in diesen Tagen ihre letzte Schicht; sie waren acht Wochen im Bergbau beschäftigt, davon drei Wochen über Tage und fünf Wochen unter Tage. Aus diesem Anlaß gab der Leiter der Aktion, Standartenführer Zimmermann, vor der Presse einen ausführlichen Bericht über die Erfahrungen, die aus diesem Versuch gewonnen wurden.

In Zukunft werden alle Jungen auf der Obersekunda diesen zweimonatigen Bergwerkeinsatz mitmachen. Sie lernen alle Arten des Bergmannsbetriebs kennen, wohnen in Bergarbeiterfamilien und werden von ihren Erziehern weiter betreut. Der Lohn, der an die Jungen gezahlt wird, geht weiter an die Bergmannsfamilien, die sie beherbergen.

Der Sinn des Arbeitseinsatzes ist leicht verständlich. Die enge Hausgemeinschaft mit den Bergarbeiterfamilien gibt ihnen darüber hinaus einen Eindruck von den sozialen Verhältnissen. Die persönliche Verbindung hat jetzt bereits dazu geführt, daß zwölf Jungarbeiter von der Zeche Hibernia nach der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt Plön in Holstein eingeladen wurden zu einem „Gegenbesuch“, der ihnen sicherlich einen Eindruck davon geben wird, daß auch die Jungen der Anstalt zu Hause nicht im Paradiese leben.

Alles, was an den Nationalpolitischen Erziehungsanstalten geschieht, ist in weiterem Sinne Probe, Prüfung auf Bewährung der Jungen, auf ihre Eignung zu Führerpersönlichkeiten. So dürfen wir annehmen, daß auch die Bergmannszeit eine große, vielleicht die entscheidende Prüfung ist für die Obersekundaner, die ja nach zwei Jahren das Ziel der Anstalt erreicht haben sollen. Dem Berichterstatter war Gelegenheit gegeben, bei einer Ausprachestunde anwesend zu sein, die der Betriebsdirektor Bergassessor a. D. Müller-Klönne auf der Schachtanlage 6/7 der Zeche Constantin der Große mit den 27 Spandauer Jungen hielt, die dort auf der Zeche acht Wochen lang beschäftigt gewesen waren. Welche Fragen hatten diese Jungen, welche Probleme hatten sie am stärksten beschäftigt, welchen Eindruck nahmen sie aus ihrer Arbeit mit? Nun, vor allem stand die soziale Frage im Vordergrund. Der Lohn des Bergarbeiters, die Verschiedenartigkeit der Bezahlung, die Festsetzung des Werdings, kurz, die Schau der sozialen Frage von unten. Selbstverständlich haben die Jungen mit den Bergarbeitern diskutiert, und ebenso selbstverständlich haben ihnen die Arbeiter ihr Herz ausgeschüttet über die harten materiellen „Ungerechtigkeiten“ in der Welt und ihre scheinbar so einfache und naheliegende Lösung. Es ist so ungeheuer wertvoll für die zukünftigen Führer in Staats-, Partei- und Wirtschaftsstellen, daß sie einmal gründlich, etwa die Lohnfrage, von unten betrachten konnten; denn von oben werden sie sie später lange genug sehen und dann von selbst auf die großen Schwierigkeiten kommen, die hier liegen. Vor allem kommt es darauf an, daß sich die Jungen dieses elementare Gerechtigkeitsgefühl bewahren, das in dieser Aussprache zum Ausdruck kam.

Noch wichtiger als diese vorläufig mit unvollkommenem Rüstzeug geführte gedankliche Auseinandersetzung scheint uns der sinnliche und plastische Eindruck zu sein, den die Jungen von den Zuständen im Ruhrgebiet gewonnen haben: die Form der Arbeit, die Lebensweise der Bergleute, der Zuschnitt, den sie ihrem Familienleben und ihrer Freiheit geben, alles Schöne und Große, etwa die Kameradschaft unter Tage, aber auch das Harte, Dunkle und Bittere ihres Daseins. Vieles, was noch vor dreißig Jahren der „höheren“ Schuljugend eingepreßt wurde, etwa von „standesgemäßer“ Beschäftigung, ist ja nie an diese jungen Menschen, die schon ihre ersten Jugendeindrücke im Dritten Reich empfangen haben, herangetragen

worden. Und die Hochachtung vor geistiger Schwerarbeit wird ihnen das Leben schnell genug beibringen.

Daß die Industrie die Aktion des Bergwerkseinsatzes so tatkräftig unterstützt, zeugt von gutem Weitblick. Viele der Jungen, die zum erstenmal Einblick in das großartige technische Getriebe der Riesenwerke im Revier bekommen haben, werden stärker als zuvor dazu neigen, später selbst zu führenden Stellen in der Wirtschaft zu drängen. Und ein Nachwuchsproblem hat es auch in der Großindustrie immer gegeben. Man hat hin und wieder von der Frage der „zweiten und dritten Generation“ gesprochen, die immer auftaucht, wenn die Gründer und Pioniere der Wirtschaft abgehen. Hier ist ein erfolgreicher Anfang gemacht worden, dieses Führerproblem im Sinne des Dritten Reiches vorbildlich zu lösen. H—n.

Zähmung von Königskobras.

Aus einem Aufsatz von Grace O. Wiley in „Natural History“, New York. Die Verfasserin ist Direktorin an dem der Stadtbibliothek in Minneapolis angeschlossenen Museum.

Wegen der damit verbundenen Gefahren haben wenige Menschen den Mut gehabt, sich mit den Versuchen zu befassen, die nötig sind, um eine eingehende Kenntnis der Gewohnheiten und Reaktionen von Giftschlangen zu erlangen. Bald nachdem die Verfasserin sich mit dieser fesselnden Arbeit zu beschäftigen begann, sah sie ein, daß man das Vertrauen eines Tieres gewinnen muß, wenn es sich natürlich geben soll.

Am 26. August 1934 kam ein Paar Königskobras (*Naja hannah*) an. Es waren prächtige große Schlangen. Wir schätzten ihre Länge auf 3 bis $3\frac{1}{2}$ m, stellten aber später fest, daß sie noch größer waren. Diese Schlangen waren sehr erregt und richteten sich 1 m hoch auf. Sie fauchten und zischten und fuhren auf die Gegenstände ihrer Furcht los. Die Unterkiefer hingen etwas herab, so daß sie die Enden der taschenbedeckten Giftzähne in den Oberkiefern freilegten — in der Tat eine sehr drohende Haltung. Ihre Augen hatten einen wilden, erregten Blick. Nur mit großer Vorsicht öffneten wir die Tür ihres Käfigs — zuerst nur einen winzigen Spalt, um ihr Verhalten beobachten zu können, dann ein wenig mehr, um eine bessere Sicht zu ermöglichen und das für ihr Wohlbefinden Nötige zu tun. Die Verfasserin ließ es nicht zu, daß ihre Gehilfen sich bei Giftschlangen irgendwelchen Gefahren aussetzten, bat aber einen von ihnen oder beide, in Rufweite zu bleiben, wenn neue giftige Exemplare betreut wurden.

Zuerst wurden bei den Königskobras zwei 1 m lange Stöcke verwendet: einer, der am Ende mit einem U-förmig auseinandergebogenen starken Draht versehen war und in der linken Hand als Schild gehalten wurde, um die Schlange zurückstoßen zu können, falls sie einen Versuch machte, herauszustürzen oder auf einen loszufahren; der andere Stock war am Ende mit einem weichen Tuch gepolstert und wurde als Streichelstock benutzt, um die Schlange sanft zu tätscheln oder zu berühren. Dieses Verfahren, eine Schlange zu streicheln, hat sich als sehr wertvoll erwiesen, um ihre Furcht zu besänftigen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Es ist interessant, die Wirkung zu beobachten, die diese Behandlung binnen wenigen Tagen auf die wildeste Schlange hat. Zuerst waren die Königskobras sehr erregt und reizbar; sie fauchten und schnoben, bäumten sich auf und ruckten und zuckten, wenn das Tuchende des Stockes sie berührte. Futter verschiedener Art wurde in ihren Käfig getan, aber sie fraßen nichts davon.

Man wird das Zähmen dieses wundervollen Kobrapaares besser verstehen, wenn ich einfach einige Aufzeichnungen aus meinem Tagebuch mitteile:

30. August. (Vier Tage nach ihrer Ankunft.) Ich streichelte die Königskobra zum ersten Male mit dem gepolsterten Stock. Ich versuchte, jeder der Schlangen eine kleine tote Ratte ins Maul zu zwängen. Die Ratte war auf das Ende eines Futterstockes gespießt, der am Ende eines 1 m langen Stockes befestigt war. Die kleinere Kobra war leichter zu behandeln, und es gelang mir mit Hilfe des Streichelstockes, ihr das Futter viermal ins Maul zu bringen, doch konnte ich den Stock nicht gleichzeitig freibekommen. Die Schlangen waren sehr gereizt, versuchten aber nicht, herauszukommen oder zu beißen.

31. August. Ich versuchte sie wieder in gleicher Weise zu füttern, hatte jedoch in der kurzen Zeit, die mir für diese Arbeit zur Verfügung stand, keinen Erfolg. Später am Tage stattete ich ihnen einen kurzen Besuch ab

und sagte ihnen, wie überaus hübsch sie seien, daß ich sie gern hätte und sicher sei, daß wir gute Freunde werden würden.

1. September. Heute streichelte ich die Königskobras am Schwanz, als die Köpfe weit entfernt waren. Auch tätschelte ich sie mit dem gepolsterten Stock. Als ich den Käfig reinigte, schenken sie dem keine Beachtung, sondern schienen das als selbstverständlich anzusehen.

3. September. Ich streichelte die Königsschlangen wieder mit dem gepolsterten Stock, und sie schienen sich nicht zu fürchten, nur ein wenig von der Neuheit des Erlebnisses betroffen zu sein. Ich arbeitete bei weit offener Käfigtür und lehnte mich in den Käfig. Die Käfige mit den Giftschlangen befinden sich in Gängen, die von der Halle des Gebäudes, in der sich die Besucher aufhalten, getrennt sind. Die Türen werden geschlossen gehalten. Sollte ein Exemplar dem Käfig entkommen, so könnte es das Publikum nicht gefährden.

4. September. Heute gelang es mir, der kleineren Kobra vier kleine Stücke frisches Rindfleisch ins Maul zu schieben. Ich legte den Streichelstock nieder und benutzte die bloße Hand, um die Schlange zu halten oder zurückzuhalten, während ich ihr jetzt das Futter mit einem gewöhnlichen Futterstock von etwa 40 cm Länge ins Maul schob. Die Schlange, die (vor dem Häuten) blind gewesen ist, kann jetzt klar sehen und gab, während ich mich mit ihr beschäftigte, keinerlei Zeichen von Furcht zu erkennen. Ich stützte die Schlange und ließ sie schließlich etwa 45 cm hinter dem Kopf quer auf meiner Hand ruhen. Es ist unglaublich, wie intelligent diese Tiere sind.

5. September. Ich nahm die Zwangsfütterung der größeren Königskobra mit zwei jungen Ratten und einem kleinen Stück Rindfleisch vor, wobei ich ihr zuerst das Fleisch reichte. Ich streichelte sie mit bloßen Händen. Gestern tat ich daselbe mit der anderen Kobra. Ich bin sicher, daß sie mich jetzt kennen. Ich streichle sie sanft erst auf der einen Seite, dann auf der anderen, um sie zu veranlassen, sich nach rechts oder links zu bewegen. Sie haben es gerne, wenn man sie unter dem Kinn streichelt.

6. September. Heute fütterte ich die Königskobras wieder, und zwar mit einer kleinen Ratte. Es war leicht getan, da sie zu verstehen schienen, worauf ich hinaus wollte. Ich bin nunmehr gewiß, daß ich das Vertrauen dieser beiden Schlangen gewonnen habe. Ich hatte erwartet, daß ich es gewinnen würde, hatte es mir aber nie träumen lassen, es so leicht zu gewinnen.

22. Oktober. Der „König der Könige“ steht vor der Häutung.

23. Oktober. Heute früh war die Haut nicht abgelegt, aber stellenweise locker, wodurch die Schlange ein zerfetztes Aussehen bekam. In der Gefangenschaft soll es den Kobras Schwierigkeiten bereiten, zu häuten, namentlich beim Abwerfen der Augenkapfeln.

23. Oktober. (Aus einem Brief an einen Bekannten.) „... Ich habe dem ‚König der Könige‘ beim Häuten geholfen, indem ich die ganze alte Haut anfeuchtete, leicht klopfte und stückweise abzog. Am Kopf waren schon Schuppenhautstücke abgeworfen worden, aber an den Augen, den Lippen, dem Kinn und anderen Stellen saß die Haut noch fest. Den Kopf ließ ich bis zuletzt, und als es so weit war, ließ die Schlange mich alles tun, was ich wollte. Ich mußte doch einigen Beweis für meine große Leistung beim Zähmen haben, und deshalb rief ich schließlich die beiden Wärter, damit sie sich selber überzeugen konnten. Ich benutzte die kleine Zange, um die Hautfalten an den Augen abziehen, und dies ängstigte den ‚König‘ nicht im geringsten. Ich streichelte ihn unter dem Kinn und am Kopf und tätschelte Hals und Nacken sowie die Partien um das Maul. Dann ließ ich seinen Kopf auf der einen Hand ruhen, während er mich ansah. Er hatte keine Furcht und steckte die Zunge in verständnisvoller Art heraus. Als ich fertig war, ruhte der ‚König‘ lange aus; einen Teil seines Körpers ließ er über einen Ast hängen, und sein Kopf hing über einen kleineren Zweig. Er hatte den verblüfftesten Gesichtsausdruck, den ich je bei einem Tier gesehen habe. Heute abend zog ich die Augenkapfeln auf Pappe auf. Sie sehen wie große Perlen oder Glasblasen aus. Auch klebte ich einige große Hautstücke vom Bauch auf Pappe.“

8. November. Meinen Königskobras geht es glänzend. Sie haben sich jetzt daran gewöhnt, gefüttert zu werden. Es ist eine einfache Sache, sie festzuhalten, denn sie versuchen nie zu beißen, wenn man sie ergreift. Es ist seltsam, daß bei all meinem Umgehen mit Schlangen die „allergefährlichste Schlange der Welt“ sich als eine der am leichtesten, wenn nicht als die am leichtesten zu zähmende unter den von mir gezähmten Schlangen erwiesen

hat. Nichts als unfreundliche, anklagende Berichte sind über diese wunder- volle Schlange veröffentlicht worden, deshalb erscheint die Zählung Ihrer Majestäten beinahe wie ein Wunder.

16. Februar 1935. Es ist nicht zu sagen, wie zahm der „König der Könige“ ist! Wenn ich meine Arme nach ihm ausstrecke, klettert er schnell auf meine Schulter, geht um meinen Hals herum und wieder in den Käfig zurück. Es sieht wie eine kleine Gebärde der Zuneigung aus. Zuweilen geht er über meine Schulter, meinen Rücken hinunter und unter meinen Arm, dann vorn wieder herauf, worauf er stillhält, damit ich ihn liebevoll. Ich habe ihm heute vierzig Becken abgelesen, und natürlich mußte ich jede einzelne mit einem Ruck entfernen. Er hatte nicht das geringste dagegen, sondern verhielt sich so still wie nur möglich. Dabei hielt ich ihn gar nicht fest, so daß es ihm freistand, zu tun, was er wollte. Die Königskobras kümmern sich gar nicht um den Lärm der knarrenden Tür, wenn diese von dem Käfig zurück oder vor den Käfig gerollt wird.

13. Juni 1935. Heute morgen wog ich die Königskobras. Ich legte die „Königin“ unter Streicheln in eine Pappschachtel. Sie ist sehr klug und begriff sogleich, was ich von ihr wollte. Sie war furchtlos, und ich hob die Schachtel auf die Waage. Sie wog 5 kg, ist aber nicht fett. Dann nahm ich sie heraus und tat den „König“ in die Schachtel. Er wog 6,7 kg und nimmt stetig an Gewicht zu.

Ich bin sprachlos über all das, was ich durch meinen nahen Umgang mit Giftschlangen gelernt habe. Nicht eine einzige von ihnen habe ich böse oder niederträchtig gefunden, wohl aber furchtsam und von Schrecken ergriffen wie ein ängstlicher Vogel oder ein ängstliches Säugetier, wenn man sich ihm zum erstenmal nähert. Die Königskobra, die ägyptische Königsschlange, die Puffotter, die Gabunviper, die australische Schwarzotter, die australische Tigerschlange, die Seeschlange, die Korallenotter, die Lanzenschlange, die Mokassin Schlange, der Kupferkopf und dreizehn Arten von Klapperschlangen, die ich gezähmt habe, haben sich sämtlich für meine Sympathiebezeugungen empfänglich erwiesen. Auf irgendeine Weise erkennen sie sehr bald, daß ich freundlich gesinnt bin und sie gern habe. Sie scheinen gespannt zuzuhören, wenn ich ruhig an ihrer offenen Tür stehe und mit leiser, besänftigender Stimme zu ihnen rede. Auf irgendeine unbekannt Weise werden ihnen die freundschaftlichen Gefühle vermittelt, die ich ihnen entgegenbringe.

Man kann kein Unglückskind sein.

Aus einem Aufsatz des amerikanischen Schriftstellers und Kritikers Channing Pollock in „The American Mercury“, New York.

Es gibt heute viele Menschen auf unserem Planeten, die meinen, Erfolg im Leben werde durch jene geheimnisvolle Verkettung von Umständen errungen, die man „Glück“ nennt. Nach meiner Schätzung beträgt der Anteil des Glücks im Leben etwa fünf Prozent. Das Amerikanische Eisen- und Stahlinstitut veröffentlichte kürzlich einen Bericht über die Lebensläufe führender Persönlichkeiten der Eisen- und Stahlindustrie: Andrew Carnegie begann als Spulenzunge in einer Baumwollspinnerei; Richter Gary war der Sohn eines armen Landwirts und arbeitete sich zur Stellung des Generaldirektors des amerikanischen Stahltrüsts empor; Charles M. Schwab, Generaldirektor der Bethlehem-Stahlwerke, begann als Pfahlrammer; William A. Irwin, Aufsichtsratsvorsitzender des Stahltrüsts, war Expedient; E. G. Grace, Präsident der Bethlehem-Stahlwerke, war Kranführer; und so geht es die ganze Liste hindurch.

Mir scheint, daß es nur zwei Arten Männer auf der Welt gibt: diejenigen, die vollgepackte Aktentaschen, und diejenigen, die Kreuzvorträtsel mit nach Hause bringen. Die Kreuzvorträter und andere Zeitvergeuder können nie begreifen, warum die Aktentaschenmänner sie überflügeln. Die sinnvollste Erklärung dafür, die ich je gesehen habe, lag in der unbedeutendsten Ironie eines Schildes, das in den Lagen der NIRA, in einem Laden der Fünften Avenue hing: „In diesem Betrieb arbeitet niemand mehr als vierzig Stunden in der Woche, ausgenommen die Betriebsführer und leitenden Angestellten.“

Nun, keiner brachte es je zum Betriebsführer oder leitenden Angestellten dadurch, daß er vierzig Stunden in der Woche arbeitete. Die meisten bedeutenden Männer, die ich kenne, versuchen einen Vierzigstundentag zu bewerkstelligen. Es ist der träge, Zeit verschwendende, mißvergünstigte Zeit-

genosse — der fest an den Glücksfall glaubt —, der es nie zu etwas bringt. In meinem ganzen Leben habe ich nie einen Fall andauernden Mißgeschicks gesehen, für das nicht ein stichhaltiger, auf Tatsachen beruhender Grund vorlag.

Einen Menschen, der nie Glück hat, kann ich in dreißig Sekunden herausfinden. Das kann auch jeder andere, der einige Erfahrung mit Menschen gemacht hat. „Im allgemeinen“, so vertraute mir ein großer Arbeitgeber an, „weiß ich, ob ein Bewerber das Glück haben wird, die Stelle zu bekommen, noch ehe er seinen Mund auf tut. Ich kann das an seinen Strümpfen, seinen Fingernägeln und der Art, wie er auf dem Stuhl sitzt, sehen.“

Eines Nachmittags im Jahre 1913 saß ich mit einer Anzahl niedergeschlagener Theaterleute in einer Hotelbar in Detroit. Wir waren zur Erstaufführung einer Operette hergekommen, bei der der inzwischen verstorbene Raymond Hitchcock der Star sein sollte. In zwei Stunden sollte der Vorhang hochgehen, aber Hitchcock hatte seine Stimme verloren, er konnte nicht einmal mehr flüstern. Sollten wir die Zuschauer nach Hause schicken oder die Vorstellung als Pantomime geben? Während wir hin und her berieten, sagte unser Kellner: „Würden Sie etwas einnehmen, Herr Hitchcock, was ich für Sie mische? Sie werden dann, lange bevor der Vorhang aufgeht, wiederhergestellt sein.“ Hitchcock nickte zustimmend.

Fünf Minuten später brachte der Mann ein großes Glas voll brauner Flüssigkeit, die der Künstler trank. Binnen einer halben Stunde war seine Stimme klar und stark.

„Wo haben Sie diesen Geheimtrank her?“ fragte Sam Harris, einer unserer Direktoren, den Kellner.

„Von der Johns-Hopkins-Universität“, erwiderte der Mann, „ich habe dort meinen Doktor der Medizin gemacht.“

Wir alle drehten uns erstaunt nach ihm um.

„Warum sind Sie denn nicht als Arzt tätig?“ fragte ich.

„Je nun, es ist ein unsicherer Beruf“, antwortete der Kellner. „Sir Henry Irving bot mir ein gesichertes Einkommen an, und ich war mehrere Jahre lang als sein Reisedirektor tätig. Ich spreche nämlich fünf Sprachen.“

Ungläubig fragte ich ihn etwas auf deutsch, ein anderer von uns auf französisch, ein dritter auf spanisch. Die Antworten des Kellners waren so gut, daß wir uns unserer Aussprache schämten.

Als er gegangen war, sagte Hitchcock: „Ich werde diesem Manne einen Posten geben. Es müßte nützlich sein, ihn um sich zu haben.“

„Ich würde das nicht tun“, warnte George Cohan.

„Warum nicht?“

„Er ist zu geschickt“, erklärte Cohan. „Wenn einer soviel weiß wie dieser Mann und doch Kellner bleibt, so hat das einen guten Grund.“

„Pech vielleicht“, meinte Sam Harris.

„Soviel Pech gibt es gar nicht in der Welt“, wandte sein Teilhaber ein. „Pech ist zumeist ein gutes Alibi.“

„Wollen Sie damit sagen“, warf ich ein, „daß Sie nicht an Glück glauben?“

„Gewiß glaube ich daran“, antwortete Cohan. „Wir alle sind nicht von Unglück verschont geblieben, und wir alle haben es überwunden. So macht es jeder, in dem etwas steckt. Ich bin bereit, um den Preis unseres heutigen Abendessens zu wetten, daß, wenn dieser Kellner alles das ist, was er zu sein vorgibt, der Grund, warum er sich mit Gläsern herumschlägt, etwas mit seinem Charakter oder mit seinem Leistungsvermögen zu tun hat.“

Wir nahmen die Wette an und gingen nach oben, um den Geschäftsführer des Hotels aufzusuchen.

„Wir interessieren uns für einen Ihrer Kellner“, begann Cohan.

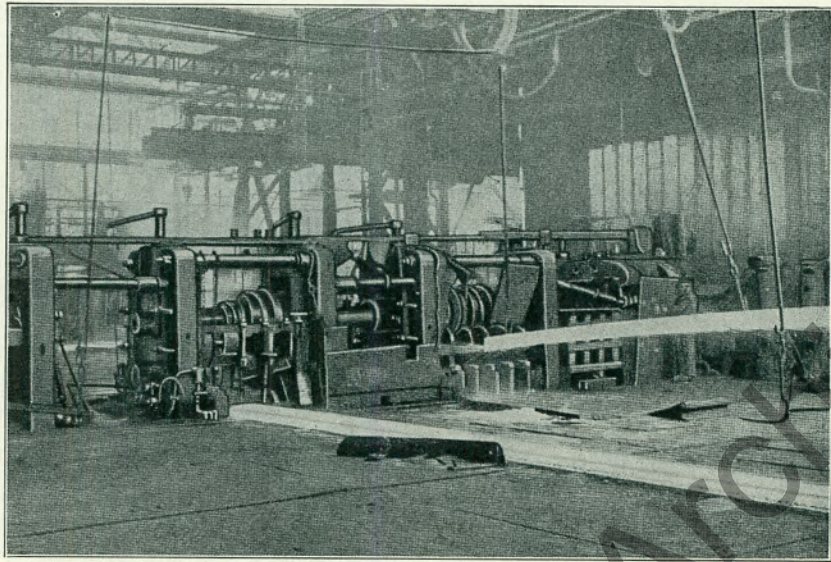
„Nr. 21?“

„Woher wissen Sie das?“

Der Geschäftsführer lächelte. „Jedermann interessiert sich für Nr. 21“, sagte er. „Sie möchten wissen, ob er wirklich Arzt ist, und ob er Reisedirektor bei Irving war. Die Antwort lautet: Ja. Aber wir werden ihn am nächsten Sonnabend entlassen. Er ist tauschgiftig.“

Von jenem Tage an bis heute habe ich mir nie eine Geschichte über die Ungunst des Glücks angehört, ohne ein bißchen nachzuforschen. In dieser ganzen Zeit habe ich nicht einen einzigen authentischen Fall entdeckt, wo die Ungunst des Glücks einen fähigen Menschen niedergehalten hat, oder wo glückliche Umstände für jemand, der sie sich nicht selber geschaffen hatte, von dauerndem Wert waren.

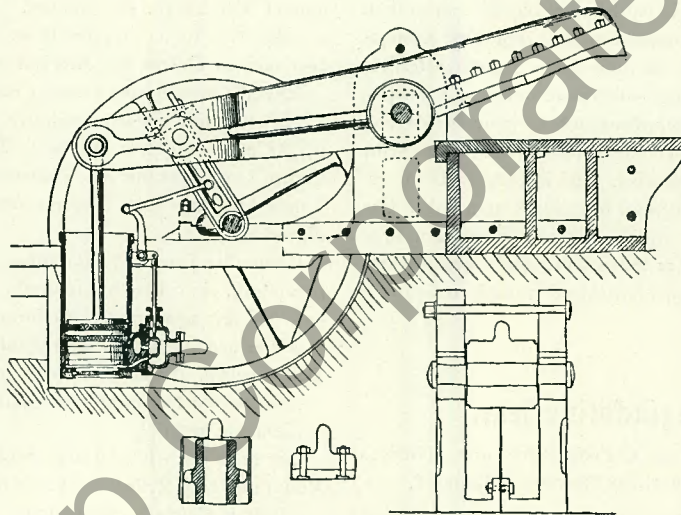
Technische Gedenktage.



Das Rillenschienenwalzwerk des „Phoenix“ in Ruhrort,
auf dem die erste Rillenschiene gewalzt wurde.
(Aus „50 Jahre Rillenschiene“. Düsseldorf 1929.)

7. 5. 1846 wurde zu Trier Philipp Fischer geboren, der Mitte des Jahres 1872 als Assistent des Puddel- und Walzwerks der Hütte Phoenix nach Ruhrort kam. Als im Jahre 1879 eine englische Firma an den Phoenix herantrat, um die bisher mangelhafte Ausbildung der Rillenschiene zu vervollkommen, gelang es Fischer nach langen, harten Versuchen, das Verfahren zum Walzen der Rillenschienen zu verbessern und auszugestalten. Heute noch ist das Fischersche Verfahren maßgebend in der Rillenschienenherstellung. Weitere Verdienste erwarb er sich durch vielseitige Verbesserung des Straßenbahnüberbaues. Auch die Zahl der Rillenschienenprofile, die, um allen Wünschen der Verbraucher gerecht zu werden, weit über 100 betrug, zeugt von der intensiven Arbeit Fischers.

28. 5. 1908 starb zu Hommes am Rhein Alfred Trappen. Lediglich auf der Realschule in Elber-

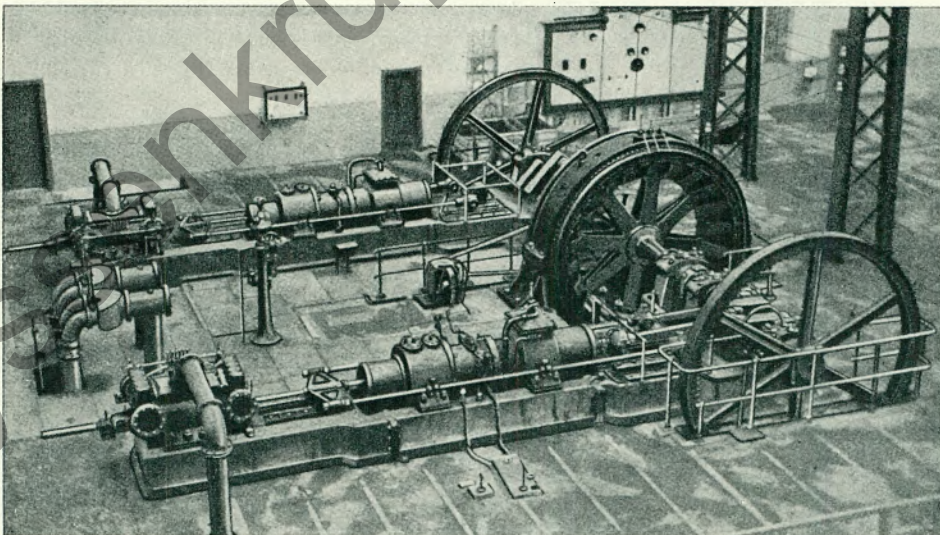


Blechschere mit Dampftrieb.
Handskizze von Alfred Trappen.

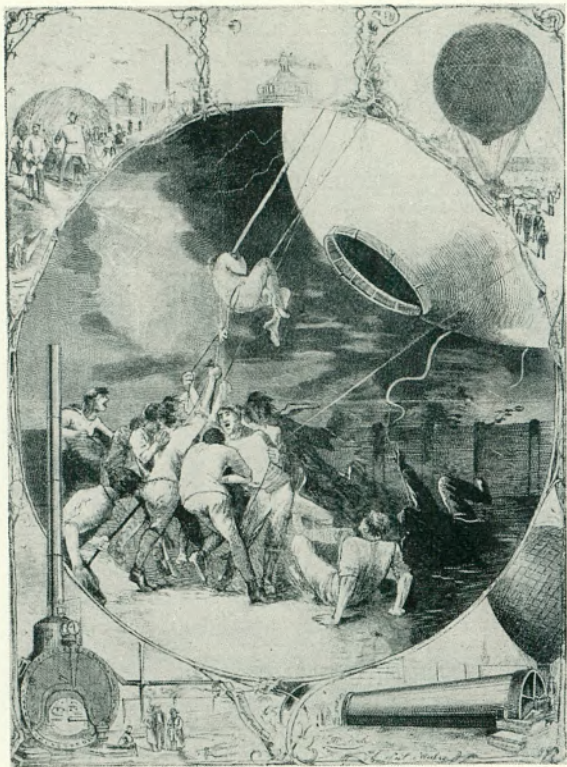
(Aus Marschall „Ein Jahrhundert deutscher Maschinenbau“. Berlin 1929.)

feld vorbereitet, trat er im Alter von 17 Jahren in die seinen Betern gehörige Fabrik von Kamp & Co. in Wetter ein, wo er eine Lehrzeit von sechs Jahren bestehen mußte. Vielseitig ausgebildet, bestrebt, seine Kenntnisse durch eifriges Studium der technischen Literatur zu vertiefen und zu erweitern, stieg er nach und nach bis zum Leiter des Unternehmens empor. Vom Jahre 1867 an hatte er die alleinige technische Leitung in der Hand, und als seine Firma im Jahre 1873 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war, blieb er noch bis zum Jahre 1890 Mitglied des Vorstandes. Im Walzwerksbau und in den dazugehörigen Antrieben brachte er es als erster zu beachtlichen Leistungen, ebenso im Bau von Gebläsemaschinen und in der Anlage von Bessmer- und Thomasstahlwerken. Von Trappen stammt das erste Thomasstahlwerk in Hörde mit nebeneinanderliegenden Konvertern.

12. 5. 1898 kamen auf dem Hoerder Bergwerks- und Hüttenverein die nach dem System Dechelhäuser-Junkers erbauten beiden 600-PS-Sichtgasmaschinen in Betrieb. Die genannte Firma war bereits im Jahre 1895 dazu übergegangen, anstatt die Hochofengase unter Dampfkesseln zu verbrennen, Gasmaschinen damit zu betreiben, und hatte damals eine 12-PS-Gasmaschine, System Otto, aufgestellt. Als die Versuche gelangen, gab der Hoerder Verein im September 1896 die beiden obenerwähnten Sichtgasmaschinen von 600 PS der Berlin-Anhaltischen Maschinenfabrik in Dessau in Auftrag. Auch auf den belgischen Cockerill-Werken stellte man fast gleichzeitig mit Hoerde Versuche an. Auf Grund der gesammelten Erfahrungen kam dort im Jahre 1898 eine 200-PS-Maschine in Betrieb. Große Verdienste um den weiteren Ausbau der Großgasmaschine hat sich Hans Richter (1868—1910) erworben, der später zu Thyssen ging und dort sogleich eine 2000-PS-Landemmaschine erbaute.

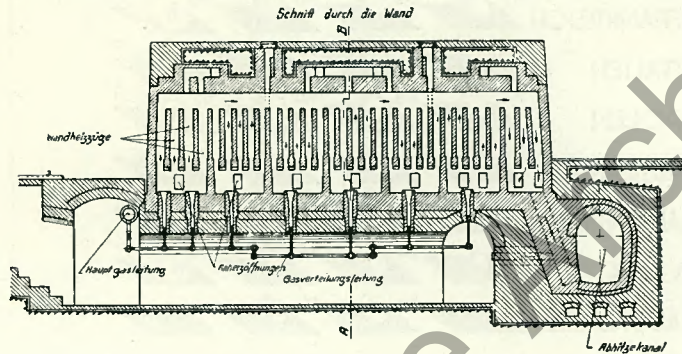


600-PS-Hochofengasmaschine in Hörde.
(Aus „Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie“. 1915.)



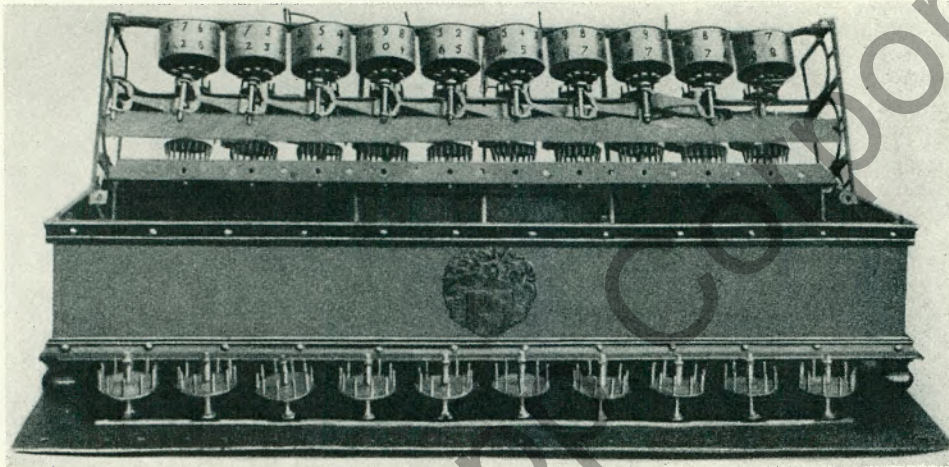
Die Flucht des Fesselballons der Wiener Weltausstellung 1873.

29. 6. 1873 riß sich der Fesselballon der großen Wiener Weltausstellung los. Gegen eine Gebühr von fünf Gulden konnte jedermann, „dem es an der nöthigen Courage nicht fehlte“, einen Aufstieg machen. Nach Angabe des Chronisten war das Haltefeil dreimal so lang, als der Stephansturm hoch war. Als einer der ersten wollte Erzherzog Rainer aufsteigen. Ein plötzlich einsetzender Sturm riß den Fesselballon von seiner Haltevorrichtung los, und selbst etwa 40 Arbeiter, die sich an den Seilen klammerten, schwebten in Gefahr, mitgerissen zu werden. Der Ballon kam weit in Ungarn nieder und wurde von einem Bauern, dem dieses Ungetüm unheimlich vorgekommen sein mag, vernichtet. Ein zeitgenössischer Zeichner hat nicht ohne eine Anwandlung von Galgenhumor die tragikomische Szene verewigt“, so berichtete damals die Wiener Ausstellungsleitung über dieses Vorkommnis.



Hilgenstoßs erster Unterbrenner-Koksofen.
(Aus „Dr. E. Otto & Comp. 1872—1912“).

5. 5. 1913 starb der bekannte Hüttenmann Gustav Hilgenstoß. Nach Beendigung seiner Ingenieurausbildung, zuletzt auf der Bergakademie zu Berlin, trat er Ende der 1860er Jahre bei der Dortmunder Union ein und wurde später zum Leiter der Haspelinghäuser Hochofen ernannt. 1873 kam er zum Hoerder Verein, wo er zwanzig Jahre verblieb und maßgebend bei der Einführung des Thomasverfahrens in Deutschland beteiligt war. In seiner späteren, fast achtzehnjährigen Tätigkeit als Leiter der Firma Dr. E. Otto & Co. in Dahlhausen a. d. Ruhr erfand er den Unterbrennerkoksofen, der einen großen Fortschritt auf dem Gebiete der Kokerei darstellte, und der in vielen Ausführungen, auch im Auslande, verbreitet worden ist.



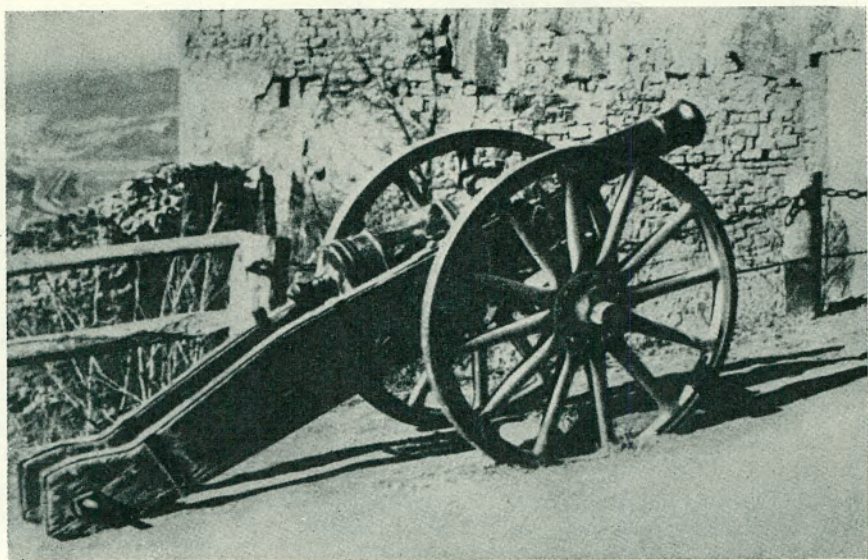
Rechenmaschine von Pascal.
(Aus „Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie“, 1926.)

19. 6. 1623 wurde zu Clermont in der Auvergne Blaise Pascal geboren. Von seinem Vater sehr sorgfältig erzogen, beschäftigte sich Pascal sehr frühzeitig mit der Mathematik, und bereits im Jahre 1642 begannen seine Arbeiten über die Rechenmaschine. Er stellte als erster im Jahre 1648 Höhenmessungen mit dem Barometer an, angeregt durch die Torricellische

Lehre vom Luftdruck, der sich mit der Beobachtungshöhe änderte. Seine vielseitigen mathematischen Arbeiten über die Zykloide, über das arithmetische Dreieck u. a. sind grundlegend für unsere heutigen mathematischen Erkenntnisse geworden.

2. 6. 1835 starb zu Kassel Georg Christian Karl Henschel. Einer alten Wieserfamilie entstammend, goß er zusammen mit seinem Schwiegervater Kanonen, Glocken, Feuersprizen u. a. für das Fürstentum Hessen. 1796 baute er das erste deutsche Bleiwalzwerk, u. a. das unter anderen die Bleiplatten für die Pinakothek und die Glyptothek lieferte. Die Besetzung Kassels durch Jerome zwang Henschel, die Gießerei, die fürstliches Besitztum war, zu schließen. Er errichtete daher im Jahre 1810 in seinem Wohnhause eine eigene Werkstätte, aus der sich die Lokomotivfabrik Henschel & Sohn entwickelte. 1813, nach Abzug der Franzosen, wurde Henschel wieder in seine Rechte als fürstlicher Wieser eingeseßt.

Bronzegeschütz auf der Rudolfsburg.
Gegossen 1803 von G. Chr. K. Henschel.
(Aus „125 Jahre Henschel“, Kassel 1935.)



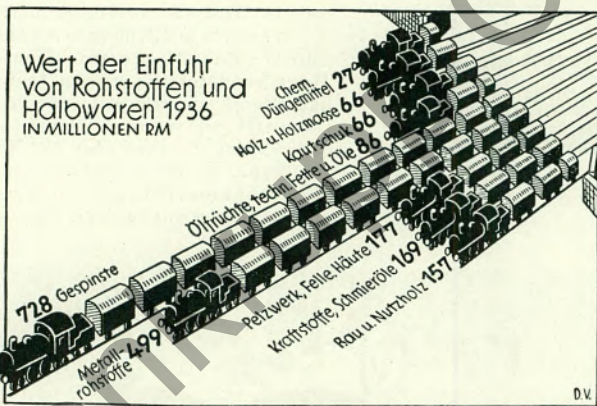
Deutschland und die Weltwirtschaft.

Die Ernterträge in Doppelzentnern je Hektar Ackerfläche
(DURCHSCHNITTSERTRAG IN DEN JAHREN 1929/36)



Die Hektarerträge in der Landwirtschaft der Welt.

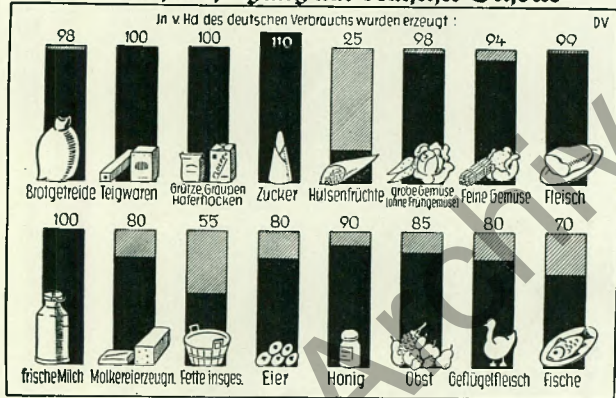
Unter allen großen Staaten der Welt, die eine bedeutende landwirtschaftliche Produktion aufweisen, steht die Ertragsfähigkeit des deutschen Bodens an erster Stelle. Wie unser Bild zeigt, sind demgegenüber die Hektarerträge in allen anderen Ländern bedeutend niedriger. Deutschland, das im Verhältnis zu seiner Gesamtfläche Lebensmittel für eine überaus zahlreiche Bevölkerung bereitzustellen muß, hat dies nur durch die sorgfältige Auswahl des Saatgutes und intensive Bearbeitung und Düngung seiner landwirtschaftlichen Fläche erreicht. Besonders niedrig sind die Hektarerträge in den überseeischen Ländern, die aber trotzdem jährlich bedeutende Mengen von Getreide ausführen können, da sie selbst nur für eine relativ niedrige Bevölkerung zu sorgen haben. Die in den letzten Jahren sehr stark zurückgegangene Getreideausfuhr aus Übersee hat eine Intensivierung der Landwirtschaft in diesen Gebieten verhindert.



Die deutsche Rohstoffeinfuhr im Jahre 1936.

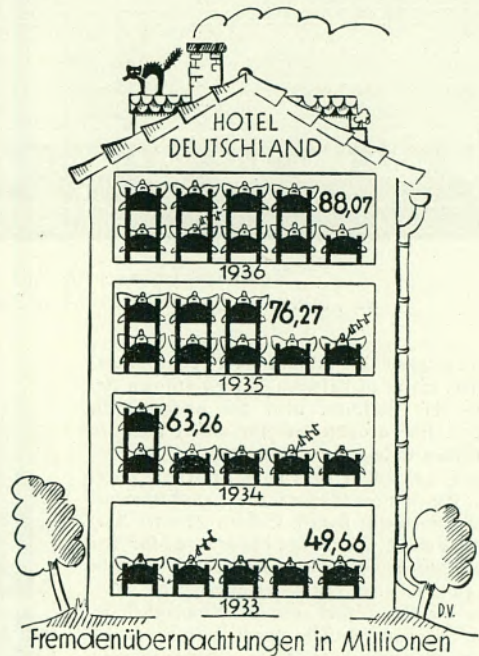
Den größten Anteil an der Einfuhr von Rohstoffen und Halbwaren nahmen im Jahre 1936 die landwirtschaftlich erzeugten Textilrohstoffe ein. Je weiter aber die Durchführung des zweiten Vierjahresplanes vorwärtsschreitet, um so mehr wird die deutsche Textilwirtschaft auf eigene Rohstoffquellen zurückgreifen können. Den nächsten bedeutenden Posten in der Einfuhr von wichtigen Rohstoffen stellen dann die Metallrohstoffe dar. Auch hier wird aber durch Umstellung des Verbrauchs auf Rohstoffe, die in Deutschland in genügenden Mengen vorhanden sind, eine Verminderung eintreten. Ebenso werden Kraftstoffe und Kautschuk nach dem erfolgten Ausbau der Erzeugungsanlagen für die Herstellung der Treibstoffe aus Kohle und für Buna aus der deutschen Einfuhrstatistik so gut wie ganz verschwinden. Die deutsche Rohstoffeinfuhr wird also in den nächsten Jahren eine große Wandlung durchmachen.

Die Selbstversorgung aus deutscher Scholle



Fortschritte in der Ernährungswirtschaft.

Die Versorgung der deutschen Verbraucherschaft mit einheimischen Lebensmitteln hat in den letzten Jahren gute Fortschritte gemacht. Bei einer ganzen Reihe von wichtigen Nahrungsmitteln, wie Brotgetreide, Gemüse, Fleisch und Obst, konnte beinahe vollständige Selbstversorgung erzielt werden. Aber auch bei Molkereierzeugnissen, Fetten und Eiern konnte der Anteil der heimischen Erzeugnisse beträchtlich gesteigert werden. Der Verbrauch von Teigwaren, Graupen, Haferflocken, Zucker und frischer Milch wird vollkommen aus deutscher Produktion gedeckt. Zucker steht außerdem in großen Mengen der Ausfuhr zur Verfügung. Im Gesamtdurchschnitt beträgt der Grad der Selbstversorgung bei Nahrungsmitteln ungefähr 85 Prozent. Aufgabe des zweiten Vierjahresplanes ist es nun, auch den letzten Rest der Abhängigkeit vom Auslande, soweit es sich um die Ernährungswirtschaft handelt, nach Möglichkeit zu beseitigen.



Deutschland als Land des Fremdenverkehrs.

Der Fremdenverkehr hat in den letzten Jahren eine erhebliche Zunahme zu verzeichnen. Die Zahl der Fremdenübernachtungen ist gegenüber 1933 um annähernd zwei Drittel gestiegen. Aus der Belebung der gesamten deutschen Wirtschaft hat also auch das Verkehrsgewerbe seinen Nutzen gezogen. Aber auch die Zahl der Auslandsfremdenübernachtungen hat in bedeutendem Ausmaße zugenommen. Hat sich diese doch seit dem Jahre 1933 beinahe verdreifacht.

„Es geht doch!“

Zur Wiederkehr
des Geburtstages
von
Fritz W. Lürmann
am 31. Mai
und seines Todestages
am 24. Juni.



Gewiß, das 18. Jahrhundert hatte der Roheisen- und auch der Stahlerzeugung die Befreiung von der Holzkohlenknappheit durch die Anwendung der Steinkohle im Eisenhüttenbetrieb gebracht und damit die Eisen- und Stahlerzeugung von ihrer stärksten Fessel befreit. Aber auch der Koks-Hochofen in der Gestalt, wie er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich war, kam für die Massenerzeugung an Eisen und Stahl nicht in Frage. Erst die Einführung der „Schlackenform“ ließ den schon ein halbes Jahrtausend alten Hochofen den gesteigerten Anforderungen, die die neuzeitlichen Stahlgewinnungsverfahren an die Roheisenerzeugung stellten, gewachsen sein. Der Erfinder dieser Schlackenform war Fritz W. Lürmann.

Als Sohn eines Großkaufmanns auf dem Akenbrock, der jetzigen Alexanderhöhe in Iserlohn, am 31. Mai 1834 geboren, kam der junge Lürmann schon in seinem elterlichen Hause mit Eisenerzeugnissen aller Art in Berührung, da sein Vater die Fabrikate von Iserlohn, Lüdenscheid, Remscheid, Solingen und Altena vertrieb. Bereits in jungen Jahren wurde er zu Büroarbeiten herangezogen und begleitete auch seinen Vater des öfteren nach Leipzig zur Messe. Im Alter von 15 Jahren erklärte Lürmann, der bis dahin die Rektoratsschule besucht hatte, seinem Vater, er wolle eine Gewerbeschule besuchen und das Eisenmachen lernen, denn der kleine Holzkohlenhochofen in Rödinghausen bei Menden mit seinen fauchenden ledernen Blasebälgen, den Lürmann bei seinen Wanderungen durch die Umgebung von Iserlohn mehrmals aufsuchte, hatte es ihm angetan. So kam Lürmann zu Ostern 1850 nach Halberstadt zur Gewerbeschule, an der ein Freund seines Vaters unterrichtete. 1854 legte er auf dieser Schule das Abiturientenexamen ab, das ihn zum Besuch des königlichen Gewerbeinstituts in Berlin berechtigte und ihm außerdem noch ein Stipendium von 200 Talern für jedes Studienjahr einbrachte.

Das königliche Gewerbeinstitut stand damals unter der Leitung von Nikolaus Druckenmüller, der gleichzeitig dort Mathematik lehrte. Druckenmüller schien an Lürmann großen Gefallen gefunden zu haben, denn er vermittelte ihm nicht nur eine Studienreise zu der damals im Bau befindlichen Dirschauer Brücke, sondern verschaffte ihm auch nach Beendigung des Studiums eine Stellung als Chemiker bei der Gesellschaft von Born, Lehrlind & Co. in Haslinghausen bei Schwelm. Lürmann war damals 21 Jahre alt und sollte beim Bau von zwei Hochöfen nebst dazugehörigen Koksöfen helfen. Vor allem sollte er die Stoffe, die zur

Verhüttung benötigt wurden, analysieren. Zu diesem Zwecke hatte er sich auf der Eisenhütte Westfalia bei Lünen ein kleines Laboratorium eingerichtet, konnte sich aber, da die Analysen ihn nur zu einem Teil beschäftigten, sehr viel um den Holzkohlenhochofen der Westfalia kümmern, der damals aus dem Raseneisenstein der dortigen Gegend Roheisen zum unmittelbaren Guß von Töpfen, Öfen usw. erblies. Hier konnte Lürmann zum ersten Male den Betrieb des Hochofens verbessern insofern, als die Schlacke dieses Hochofens sehr schwer schmelzbar war und nicht über den Wallstein abfloß. Lürmann schlug vor, dem Möller einen Teil tonhaltigen Mergel zuzusetzen, der die Schlacke leicht schmelzig machte, so daß die Schwierigkeiten behoben werden konnten. Mittlerweile waren die Arbeiten in Haslinghausen so weit gediehen, daß auch Lürmann dort tatkräftig bei der Errichtung des Werkes mithelfen konnte. Im Mai 1856 konnte dort der erste Hochofen angeblasen werden.

Anfang 1857 wurde Lürmann zum Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenverein nach Osnabrück berufen, um dort eine Hochofenanlage zu bauen und in Betrieb zu setzen. Auch dort war eine größere Reihe von Vorbereitungsarbeiten sowie Studienreisen nötig, und schon Mitte 1858 konnte der erste der dortigen Hochöfen in Betrieb genommen werden. Die Schwierigkeiten des Betriebes aber waren ungeheuer groß, denn alle Rohstoffe, wie Eisenstein, Kalkstein, Koks, Steinkohle für die Dampfkessel, mußten, da die Hütte nicht an einer Eisenbahn lag, mit dem Fuhrwerk herangeschafft werden. Um 1000 kg Roheisen zu erzeugen, waren 7600 kg dieser Materialien erforderlich. Insgesamt erledigten täglich 125 Fuhrwerke diese Beförderung. Es war Lürmann möglich, durch Betriebsverbesserungen aller Art diese Schwierigkeiten wenigstens zum Teil zu beheben. So konnte der Georgs-Marien-Verein Bessemer-Roheisen erblasen, das bis dahin von den deutschen Stahlwerken durchweg aus England bezogen wurde.

In die Osnabrücker Zeit fallen zwei wichtige Erfindungen Lürmanns: die Herstellung von Mauersteinen aus granulierter Hochofenschlacke und die Schlackenform.

Emil Langen in Troisdorf hatte als erster die hydraulischen Eigenschaften der granulierten Hochofenschlacke erkannt. Infolgedessen versuchte auch Lürmann diese an Stelle mechanisch zerkleinerter Schlacke für die Herstellung von Mauersteinen zu verwenden. Es gelang ihm endlich nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, die in der Hauptsache in dem

Bau einer geeigneten Steinpresse lagen, ein marktfähiges Erzeugnis herzustellen, das sehr bald für öffentliche sowie Wohn- und Nutzbauten Verwendung fand. Lürmann gründete, da die Georgs-Marien-Hütte die fabrikmäßige Herstellung der Schlackensteine ablehnte, mit einigen Freunden ein besonderes Unternehmen, das im Jahre 1875 über sechs Millionen solcher Steine herstellte. Auch heute noch ist der Schlackenstein ein wertvolles Mittel, um auf vielen Hochofenwerken in nützlicher Weise einen Teil der Schlacken zu verwenden.

Bedeutungsvoller war die Erfindung der Schlackenform. Bei den bisher in Betrieb stehenden Kokshochöfen war der Vorherd von jeher ein Schmerzkind gewesen. Lürmann versuchte nun auch bei den Kokshochöfen die geschlossene Brust anzuwenden, wie sie bei den alten Holzkohlenhochöfen gebräuchlich war. Er war sich aber klar darüber, daß man ohne weiteres die Verhältnisse des Holzkohlenhochofens nicht auf den Kokshochofen übertragen konnte, weil die entfallende Menge Schlacken bei dem letzteren viel größer war. Lürmann ging schrittweise vor. Trotz aller Fehlschläge und trotz aller Mahnungen von ihm nahestehenden Personen, die Versuche einzustellen, und trotz einer Verbrüfung, die er sich bei diesen Versuchen zuzog und die ihn neun Wochen ans Bett fesselte, versuchte Lürmann auf dem einmal beschrittenen Wege weiterzukommen, indem er als Antwort auf etwaige Fragen nach den mißlungenen Versuchen nur die Worte hatte: „So ging es zwar nicht, aber — es geht doch.“

Aus seinen bisherigen Versuchen hatte Lürmann erkannt, daß die Öffnung für den Schlackenabfluß stark gekühlt sein müsse, damit sie sich nicht vergrößere, und mit ihrer hinteren Fläche müsse sie dem Innern des Ofens so nahe als möglich gebracht werden, damit der Abfluß der flüssigen Schlacke auch jederzeit gesichert sei.

Diesen Bedingungen entsprach Lürmanns Schlackenform. Er benutzte dazu ein zu drei Spirallwindungen gebogenes Gasrohr, welches mit Gußeisen so umgossen wurde, daß innerhalb dieser Windungen die Schlackenabflußöffnung ausgespart war. Er baute diese erste Anordnung der Schlackenform in den Vorherd eines Hochofens der Georgs-Marien-Hütte ein. Wenngleich dieser letztere Umstand sehr viel Unbequemlichkeit in der Folge hatte, so arbeitete die Schlackenform doch einwandfrei während zweier Versuchsmonate. Bei einem am 21. Oktober 1867 in Betrieb gesetzten, neu zugestellten Hochofen der Georgs-Marien-Hütte setzte Lürmann die vollkommene Beseitigung des Vorherdes und den Einbau seiner Schlackenform durch. Die Anordnung bewährte sich ausgezeichnet; dieser erste Kokshochofen mit geschlossener Brust machte eine Hüttereise von zwölf Jahren.

Lürmann hatte seine Erfindung beim Ministerium für Handel und Gewerbe in Berlin zum Patent angemeldet. Das Ministerium lehnte aber eine Patenterteilung ab, „weil das bekannte Princip der Wasserkühlung“ nichts Patentfähiges darstelle. Als Lürmann darauf nach Berlin fuhr und dem Sachbearbeiter beim Ministerium auseinandersetzte, daß die Wasserkühlung bei der Schlackenform nicht der eigentliche Zweck derselben sei, erklärte dieser, daß die früheren Lehrer der Erfinder, welche bei ihnen den Samen für die Erfindungen eingeführt hätten, die Patente, das heißt den Genuß der Erfindungen, haben mußten. Lürmann glossiert in seinen Lebenserinnerungen das Verhalten des Ministeriums mit folgenden Versen:

Als Pythagoras den Lehrsatz erfand, den berühmten,
Schlachtete froh er dem Gott mehrere Ochsen zum Dank!
Seitdem zittern, sobald die geringste Erfindung gemacht wird,
Sämtliche Ochsen noch jetzt.

In Ermangelung eines deutschen Reichspatentes wandte sich Lürmann mit einem Rundschreiben an die deutschen Hochofenwerke, in dem die Vorteile der Schlackenform hervorgehoben wurden. Gegen eine Vergütung von 200 Talern erklärte sich Lürmann bereit, Beschreibung und Zeichnung der Erfindung zu überlassen, wobei der Käufer die Verpflichtung übernehmen mußte, keinem andern Werke Mitteilung über diese Neuerung zu machen. In den Jahren 1868 und 1869 wurden insgesamt 31 deutsche Hochofen mit der Lürmannschen Schlackenform ausgerüstet. Auch im Auslande fand die Erfindung sehr bald Anwendung.

Am 3. September 1873 gab Lürmann seine Stellung beim Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenverein auf, um sich in Osnabrück als beratender Ingenieur niederzulassen. Die Tätigkeit Lürmanns und seines hüttenmännischen Büros, das er 1903 nach Berlin verlegte und seit dem

Jahre 1906 zusammen mit seinem Sohne Friß betrieb, im einzelnen zu schildern, würde über den Rahmen dieses Lebensbildes hinausgehen. Etwa achtzehn vollständige Hochofenanlagen mit rund fünfzig Öfen wurden von Lürmann entworfen. Dazu kamen zahlreiche Zeichnungen für einzelne Hochofen, Gutachten über bestehende und geplante Werksanlagen, und seit Eintritt seines Sohnes in das Büro auch noch viele Entwürfe von Stahl- und Walzwerken. Daneben war aber Lürmann auch noch darauf bedacht, grundlegende Verbesserungen auf vielen Gebieten des Eisenhüttenwesens durchzuführen. Diese Arbeiten erstreckten sich auf Gaserzeuger, Koksöfen zur Verkokung von Gaskohlen oder Mischungen von mageren mit sehr fetten Kohlen, Kupolöfen u. a. m. Wichtig unter diesen Arbeiten ist noch Lürmanns Einrichtung zur besseren Verbrennung der aus den Hochofen und Koksöfen entwickelnden Gase in Winderhitzern und unter Dampfkeßeln sowie vor allem sein Hinweis auf die Verwendung der Hochofengichtgase zum Betriebe von Gasmotoren. Durch die Vertretung einer Patentangelegenheit für James Atkinson, dem Direktor einer Londoner Gasmotorenfabrik, wurde Lürmann veranlaßt, sich mit der Gasmotorschiffahrt zu befassen. In einem Vortrage am 12. Mai 1886 in Witten a. d. Ruhr über Gasmotoren betonte er als erster, daß man in einer guten Gasmotorschiffahrt auch Hochofengase verwenden könne. Die Folgezeit hat Lürmann recht gegeben.

Es ist einleuchtend, daß eine so vielseitige und erfolgreiche Tätigkeit auch viele Ehrungen bringen mußte. Im Jahre 1905 wurde Lürmann aus Anlaß seines fünfzigjährigen Berufsjubiläums die Carl-Lueg-Denkmedaille des Vereins deutscher Eisenhüttenleute verliehen, nachdem er bereits im Jahre 1889 die goldene Staatsmedaille „Für gewerbliche Leistungen“ erhalten hatte und im Jahre 1903 von der Technischen Hochschule zu Berlin zum Ehrendoktor ernannt worden war. Die größte Ehrung, die der Verein deutscher Eisenhüttenleute zu vergeben hat, die Ehrenmitgliedschaft, wurde Lürmann im Jahre 1909 zuteil. Bezeichnend ist die Antwort, welche Lürmann auf die Ansprache des damaligen Vorsitzenden, des Kommerzienrats Dr.-Ing. e. h. Friedrich Springorum, gab:

„Meine Herren! Ich sage herzlichen Dank für die große Ehrung, die Sie mir haben zuteil werden lassen. Ich nehme sie an für das kleine Ding, die Schlackenform. Die Schlackenform ist so klein und unbedeutend, daß sie kaum mit meinem Namen verknüpft ist. Die Schmelzer an den Hochofen wissen gar nicht, wer sie zuerst gemacht hat und woher sie eigentlich stammt. Als das kleine Ding im Jahre 1867 bei den Hochofen eingeführt wurde, da machten die größten Hochofen im hiesigen Revier 70 000 Pfund Roheisen. Das waren 35 Tonnen oder dreieinhalb Eisenbahnwagenladungen. Heute erzeugt ein Hochofen im Revier 625 Tonnen an einem Tage, und zwar nicht nur an einem Tage, auch nicht in einem Wochen- oder Monatsdurchschnitt, sondern in einem Jahresdurchschnitt, auf eine Reihe von Monaten. Das sind 62½ Wagenladungen, das ist ein tüchtiger Eisenbahnzug. So viel macht heute ein Hochofen an einem Tage. Und die kleine Schlackenform muß sich daher auch für die mir von Ihnen zuteil gewordene Ehrung bedanken!“

Daß auch das Ausland die Verdienste Lürmanns um das Eisenhüttenwesen wohl zu schätzen wußte, erhellt daraus, daß das Iron and Steel Institute in London, die Fachvereinigung englischer Eisen- und Stahlhüttenleute, in seiner Vorstandssitzung vom 10. November 1909 Lürmann zum „Honorary Vice-President“ ernannte.

Als Lürmann am 3. Mai 1919 das Zeitliche segnete, ging nicht nur ein tüchtiger Ingenieur dahin, sondern auch ein prächtiger aufrechter Mann. Fast auf keiner der Hauptversammlungen des Vereins deutscher Eisenhüttenleute fehlte diese markante Gestalt mit dem Schlapphut, die dort mit regster Anteilnahme die auf der Tagesordnung stehenden Fragen verfolgte. Häufig griff Lürmann mit der ihm eigenen Frische und Schlagfertigkeit in die Diskussion ein, und mancher wertvolle Ratsschlag und manche gute Anregung wurden bei dieser Gelegenheit gegeben. Lürmann gehört zu den führenden Hüttenleuten des ausgehenden 19. Jahrhunderts, und sein Bild wird im Gedächtnis bleiben als eines der besten, die die Geschichte des Eisens kennt.

H. Dickmann.

Schrifttum: Friß W. Lürmann: Die Einführung der Schlackenform in Deutschland. Stahl u. Eisen 11 (1891) S. 553/58. — U. Suttmann: Die Verwendung der Hochofenschlacke im Baugewerbe. Düsseldorf 1919. — Lebensbeschreibung des Hütteningenieurs Dr.-Ing. e. h. Friß W. Lürmann. Osnabrück 1919. — Heinrich Maccò: Friß W. Lürmann. Stahl u. Eisen 39 (1919) S. 897/900. — Herbert Dickmann: 50 Jahre Lürmannsche Schlackenform. Stahl u. Eisen 47 (1927) S. 634/35. — Derselbe: Friß W. Lürmann: Dtsch. Biogr. Jb. 1917—1919, S. 442/46.

Der Flussknocker

Besuchskarte.

Fr. Stinnonin	
	Essen

Welche Naturerscheinung hat Herr Stinnonin beobachtet?

*

Spiel mit Buchstaben.

1. Deutsche Spielkarte (u).
2. Tierisches Erzeugnis.
3. Gewürz (M).
4. Lebensende (o).
5. Spielkarte.
6. Kamerad (re).
7. Gebetschluß.
8. Kochgeschirr (op).
9. Eingang (L).
10. Spielzeug (B).
11. Wasser-
schußanlage (h).
12. Bedrängnis (o).
13. Stadt in Westfalen (na).
14. Ostseemeerenge (S).
15. Wurfsschlinge (o).
16. Schluß (e).
17. Alko-
holisches Getränk.
18. Gewebe (e).
19. Verwandte (B).
20. Über-
bleibsel (e).
21. Schwur (i).
22. Flüssigkeitsbehälter (S).
23. Frühere
russische Volksvertretung (a).
24. Baumsfrucht (M).
25. Bodeneinschnitt
(ah).
26. Römische Silbermünze (a).
27. Waldvogel (Sp).
28. Eng-
lische Schulstadt (to).
29. Federtier (gel).
30. Farbe (o).
31. rhythmische
Bewegung (an).
32. Hühner-
vogel (an).
33. Speisewürze (f).

Man suche die Wörter und ziehe die angegebenen Buchstaben von ihnen ab. Die verbleibenden Wörter und Wortteile ergeben im Zu-
sammenhang gelesen einen Sinnspruch. C. D.

*

Geheimschrift.

17-8-13-2-3-4-5-15-8-6-4-17-18-4-17-6-
5-7-15-14-12-3-16-4-13-4-17-14-5-4-5-1-
1-4-13-11-4-13-4-5-17-5-6-15-5-1-1-4-13-
18-5-4-6-8-4-15-4-16-8-9-10-6-13-12-14-
14-5-1-1-4-13-18-5-4-6-13-12-4-14-14-4-
16-8-9-10-6-8-15.

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen. Bei richtiger Lösung
ergeben die Buchstaben ein Zitat von Schiller.

Schlüsselwörter:

1. Zeichen für die römische Zahl 1000 : 1.
2. Teil des Baumes 2-3-4-5-6.
3. Leifestoff 7-8-9-10.
4. Titel 11-12-13-14-15-16-17-18.

*

Buchstabenwechsel.

1. Balz.
2. Imbiß.
3. Nagel.
4. Ergo.
5. Werner.
6. Esel.
7. Werl.
8. Eibe.
9. Afta.
10. Beck.
11. Jünger.
12. Girt.
13. Hero.
14. Stiel.
15. Nabe.
16. Kopf.
17. Ostia.
18. Ulme.
19. Rune.
20. Lupe.
21. Ahnung.
22. Jinka.
23. Wirt.
24. Klima.
25. Kauz.
26. Iran.
27. Asti.
28. Lahn.
29. Sägen.
30. Anis.
31. Wind.

In jedem Wort ist der erste und dritte Buchstabe durch einen anderen
zu ersetzen. Die neuen Buchstaben ergeben, im Zusammenhang wortweise
gelesen, ein Sprichwort; h ist ein Buchstabe. Bedeutung der Wörter:

1. Wortgefüge.
2. Bauzeichnung, Entwurf.
3. Fehler.
4. Fluß in
Italien.
5. Arithmetischer Begriff.
6. Kurort im Salzammergut.
7. Bruchstück.
8. Gestalt aus dem Nibelungenlied.
9. Buch der Bibel.
10. Zahl.
11. Wasservogel.
12. Endpunkt.
13. Biblischer Berg.
14. Eng-
lischer Mädchenname.
15. Nebenfluß des Rheins in der Schweiz.
16. Männername (Kurzform).
17. Insel bei Neapel.
18. Deutscher
Strom.
19. Nachtvogel.
20. Sinnesorgan.
21. Respekterweisung.
22. Stadt in Westfalen.
23. Lösslich wirkende Substanz.
24. Lürkischer
Rechtsgelehrter.
25. Mitteldeutsches Waldgebirge.
26. Fischfett.
27. Rosenform von Ursula.
28. Gartenumfriedung.
29. Gönner und
Förderer der Künstler.
30. Portugiesischer Mädchenname.
31. Gesangs-
stück.

C. D.

Rösselsprung.

			im	e	moßn	blau			
	ker	und	hein	die	fern	freu	der	en	
	des		gen	dul	fen	lohn		ren	
at	der	rieh	herz			ge	der	zum	bitt
zu	zu	je		trop	di		die	da	äh
son	an	bluf		reist	an		ger	men	le
nen	sei	fruch	son			le	spiel	nen	pran
	mer		nem	der	ne	de		schol	
	ei	zum	ten	gel	ziel	ter	fül	gen	
			die	sal	der	die			

F. S.

*

Schütteln!

Ohne mich kann niemand leben,
Ist kein Atemzug,
Doch wenn ich geschüttelt werde,
Bin ich nur Betrug.

*

Lösungen aus dem April/Mai-Heft.

Rösselsprung.

Von Zeit zu Zeit muß man sich durch den Umgang mit guten
und kräftigeren Menschen gewissermaßen neu einbinden lassen,
sonst verliert man einzelne Blätter und fällt mutlos immer
mehr auseinander. Nießsche.

Im Nu.

Kunde, Sekunde.

Buchstabenpiel-Denktaufgabe.

1. Weste.
2. Annam.
3. Diele.
4. Chamisso.
5. Diebstahl.
6. Lärche.
7. Sterne.
8. Zunge.
9. Stiefel.
10. Chemnitz.
11. Soda.
12. Laster.
13. Sessel.
14. Birne.
15. zumachen.
16. Trosse.
17. Fegel.
18. Sagan.
19. Ende.
20. Esse.
21. Indien.
22. Diebin.
23. Schlechtigkeit.
24. Sten-
dal.
25. Frühling.
26. Achter.
27. Nichte.
28. Wolkenbruch.
29. Umden.
30. Sieger.
31. Wespen.
32. Nagel.
33. Insterburg.

„Wenn dich die Lasterzunge sticht,
So laß es dir zum Troste sagen:
Es sind die schlechtesten Früchte nicht,
Woran die Wespen nagen!“

Geographisches Formenrätsel.

Ehrenbreitstein. Diemel. Aare. Bitterfeld. Stralsund. Eisenach.
Wittenberg. Minden. Bismar. Braunschweig. Alster.

Ehrt die Arbeit und achtet den Arbeiter!

Doppelter Sinn.

Kapelle.

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spottvögel

Lehrer: „Junge, wie heißt die Leideform von: Ich küsse?“
Schülerin: „Ich werde nicht geküßt!“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Vater erzählt seinem kleinen Sohn von seinen Heldentaten im Kriege.
Zum Schluß meint der Kleine: „Pappi, wofür haben sie denn die
anderen Soldaten noch gebraucht?“ (Wochenchau.)

„No, we wor et en der Versammlung?“ fragt Frau Böllermann ihren Mann, der von einer Vereinsitzung nach Hause kommt.

„Ich ben stellvertretende Vorsitzende woode.“

„Dat esß ävver ul'ig“, sagt Frau Böllermann. „Dat'selbe, wat do zu Huus beß.“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Wer Kinder hat, hört täglich Wiße!

Willi wird mit guten Lehren gefüttert.

Willi tritt den Onkel auf den Fuß.

„Nun“, sagt der Onkel, „willst du dich nicht entschuldigen?“

„Och“, meint Willi verwundert, „wir sind doch verwandt!“

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

Fritz, ein munterer Elfjähriger, erzählt die Sage von Wilhelm Tell. Plötzlich stockt seine Rede, und ich merke, daß der „hut auf der Stange“ seinem Gedächtnis entfallen ist. Bevor ich ihm aber nachhelfen kann, hat er sich schon gefaßt und fährt fort: „Der Landvogt hatte was hingesetzt, und davor sollten sie alle 'n Diener machen.“

(Koralle.)

Lehrer: „Nennt einer das Lied vom braven Mann?“

Frischen: „Jawohl, Herr Lehrer, Wer niemals einen Kaufsch gehabt, der ist kein braver Mann.“

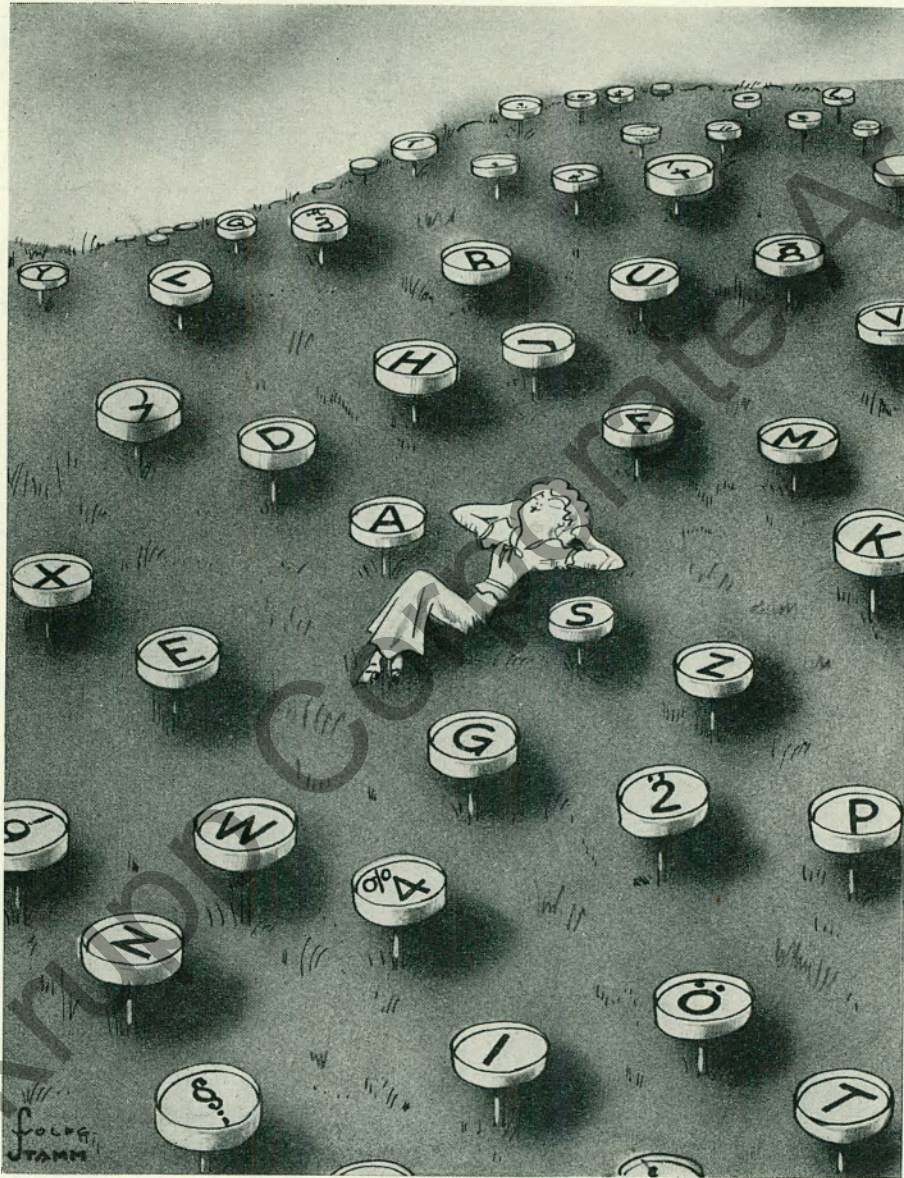
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Aus einem Brief an einen Astrologen:

„Ehr geehrter Herr! Bitte schicken sie Mir gefälligst mein Hokuspot weibliche Naivität geboren 11. April 1895 spät abends 11 Uhr per Nachnahme. Hochachtungend Resi Überdumpf.“

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Für die Schriftleitung verantwortlich: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67. — Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 1 02 11, Fernverkehr 1 02 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.



Serientraum.

Der Lehrer fragt in der Schule: „Wie nennt man ein Mädchen mit blonden Haaren?“

Franz: „Eine Blondine.“

Lehrer: „Richtig! Und ein Mädchen mit rotem Haar?“

Franz: „Eine Rotunde.“

(Illustrierter Beobachter.)

Bogel fragte seinen Nachbarn: „Wie heißen Sie denn?“

„Schneider.“

„Und was sind Sie?“

„Schuhmacher.“

Bogel schüttelte sich vor Lachen: „Komisch! Zu komisch! Schneider heißen Sie und Schuhmacher sind Sie!“

Schneider schielte böse: „Was ist daran komisch? Bei Ihnen ist es doch dieselbe Sache!“

„Bei mir?“

„Ja. Sie heißen Bogel und sind ein Rindvieh!“

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

„Weißt du, ich habe immer den Eindruck, daß das Auto noch kein vollwertiger Ersatz für das Pferd ist.“

„Wie kommst du darauf?“

„Na, hast du denn schon mal das Standbild eines Mannes gesehen, der hinter einem Steuerrad sitzt?“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Ein Junge kommt in ein Kolonialwarengeschäft mit einem Topf und verlangt ein halbes Pfund Apfelkraut.

Nachher fragt der Verkäufer: „Wo häß' do et Geld?“

Junge: „Em Döppe.“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)